Communicatio Socialis

Internationale Zeitschrift für Kommunikation in Religion, Kirche und Gesellschaft

Gegründet von Franz-Josef Eilers SVD, Karl R. Höller und Michael Schmolke Herausgegeben von Klaus-Dieter Altmeppen, Andreas Büsch und Alexander Filipović 46. Jahrgang 2013 • Heft 2

Inhalt

Jüdische Kommunikation und Kultur

Annika Franzetti Jüdische Presse in Deutschland. Ein Überblick
Detlef David Kauschke "Die Jüdische Allgemeine". Persönliches Porträt einer Instanz unter den jüdischen Publikationen in Deutschland 142
Raphael Rauch Mix aus Information, Musik und Ritus. Jüdische Radiosendungen im öffentlich-rechtlichen Rundfunk 146
Georg Langenhorst "Die erzählte Geschichte ist, was am Ende zählt". Postmoderne Spiegelungen jüdischen Lebens im literarischen Werk Benjamin Steins
Meike D. Schuster Abseits. Identitätsrealitäten und Integrationshürden jüdischstämmiger Zuwanderer in Bingen am Rhein
Moritz Povel Aufarbeitung im Dialog. Das Volontärsprojekt der Deutschen Bischofskonferenz in Yad Vashem

Autsatze	
Alexander Filipović Die Enge der weiten Medienwelt. Bedrohen Algorithmen	
die Freiheit öffentlicher Kommunikation?	192
Joan Hemels Religion in der Medienöffentlichkeit der Niederlande. Beobachtungen vor und nach Skandalfällen	209
Berichte	
Renate Hackel-de Latour Falsche Tatsachen, doch keine Schmähung religiöser Gefühle. Reaktionen und Kommentare auf einen "taz"-Artikel zur Papstwahl	228
Michael Kasiske "Finde Dich. Im Dom." Eine PR-Konzeption für die Kölner Domwallfahrt	235
Martin Willebrand "Respekt vor dem Raum" statt "Verzweckung der Kirche." Die Umgestaltung einer Kirche schließt an deren architektonische Kommunikation an	241
Essay	
Ernst Elitz Noch nie war es so spannend, Journalist zu sein! Die digitale Welt öffnet dem Journalismus eine neue Dimension	247
Literatur-Rundschau	
Gebhard Fürst/David Hober/Jürgen Holtkamp (Hg.): Katholisches Medienhandbuch (Christina Enders)	258
Nicolai Hannig: Die Religion der Öffentlichkeit (Michael Schmolke)	
Michael Jäckel: Zeitzeichen (Walter Hömberg)	
Axel Heinrich: Politische Medienethik <i>(Claudia Paganini)</i> Klaus Meier/Christoph Neuberger (Hg.):	264
Journalismusforschung (Alexander Godulla)	
Anton Hunger: Blattkritik (Petra Hemmelmann)	268
Abstracts	270
Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter dieses Heftes	274
Impressum	275
Hinweis an unsere Leserinnen und Leser: Die nächste Ausgabe von <i>Communicatio Socialis</i> erscheint als Dopheft in Herbst 2013.	ppel-

Annika Franzetti

Jüdische Presse in Deutschland

Ein Überblick

Communicatio Socialis richtet seinen Fokus zumeist darauf, wie die katholische Kirche in den Medien dargestellt wird oder selbst als Akteur auftritt. Zuweilen wurde der Blick geweitet und die Kommunikation der evangelischen Kirche dargestellt (vgl. etwa Heft 2/2011). Den medialen Aktivitäten nicht-christlicher Religionen wurde bislang kaum Beachtung geschenkt. Der Schwerpunkt dieses Heftes bündelt Themen aus dem Bereich Iudentum und Kommunikation. Dieser Beitrag umreißt das Spektrum des deutschsprachigen Marktes jüdischer Zeitungen und Zeitschriften. gefolgt von einem Porträt der Wochenzeitung "Jüdische Allgemeine", das deren Chefredakteur Detlef David Kauschke verfasst hat. Raphael Rauch, Stipendiat des internationalen Graduiertenkollegs "Religiöse Kulturen im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts" beschreibt in seinem Beitrag, in welcher Form und mit welchen Inhalten die Israelitische Religionsgemeinschaft im öffentlich-rechtlichen Rundfunk auftritt. Der Augsburger Religionspädagoge Georg Langenhorst greift einen spannenden Fall aus der Literatur auf, der Einblicke in das Selbstverständnis deutsch-jüdischer Schriftsteller bietet. Daran schließt eine Studie von Studierenden der Katholischen Hochschule Mainz an, die unter anderem die Integrationsbarrieren für jüdisch-stämmige Zuwanderer thematisiert. Ein weiterer Beitrag beleuchtet schließlich die Bemühungen der katholischen Kirche, an der Aufarbeitung der Shoah in Yad Vashem mitzuwirken – der Autor Moritz Povel war zwei Jahre lang an diesem Projekt als Volontär der Deutschen Bischofskonferenz beteiligt.

Angesichts der Vielfalt jüdischer Publikationen in der deutschen Presselandschaft erscheint es durchaus gerechtfertigt, dass diese Medien auch über eine jüdische Zielgruppe hinaus mehr Beachtung erhielten. Das Angebot umfasst vor allem Monats- und Wochenzeitungen bzw. Zeitschriften, Vierteljahres- oder Jahresschriften mit zum Teil wissenschaftlichen Anspruch sowie Rundfunkangebote, die jüdischen Glauben und jüdisches Leben in Deutschland zum Thema haben. Hier alle Publikationen zu nennen oder gar in angemessener Weise zu porträtieren, kann und soll nicht der Anspruch sein. Die Vielfalt des Angebotes soll lediglich anhand einiger Beispiele aus dem Bereich Presse illustriert werden.

In Deutschland ist vor allem der Printmarkt innerhalb der vergangenen zehn Jahre merklich in Bewegung gekommen. Das liegt zum einen an einer neuen Zielgruppe – der gewachsenen Zahl jüdischer Zuwanderer aus Russland, zum anderen an erfolgreichen Neugründungen jüdischer Publikationen, die sich an ein breites Publikum richten. Seit 2001 gibt der Zentralrat der Juden in Deutschland monatlich ein deutsch-russisches Informationsblatt mit dem Titel "Zukunft" heraus, das er kostenlos verschickt, mit dem Ziel, Zuwanderern aktuelle Informationen aus den Bereichen Politik, Integration, Kultur, Gemeindeleben und Religion zu bieten (vgl. Zentralrat der Juden in Deutschland o.A.). Ein Jahr später gründete sich die "Evreyskaya Gazeta", eine monatlich erscheinende jüdische Zeitung für russischsprachige jüdische Zuwanderer.

Seit 2005 erscheint zudem monatlich die "Jüdische Zeitung". Sie richtet sich explizit nicht nur an die jüdische Gemeinschaft, sondern auch an alle am Judentum und an jüdischen Fragen Interessierte. Das thematische Spektrum ist weit gefächert, wenn auch mit einem deutlichen jüdischen Fokus; in der Selbstdarstellung gibt die Zeitung eine Bandbreite an Themen an, bestehend aus: "aktuell-politisches, religiöses – nicht nur jüdisches – gesellschaftliches, kulturelles und wirtschaftliches Geschehen in ganz Deutschland, Weltgeschehen und Diaspora, Traditionen und Moderne, jüdische Gemeinschaft und zeitgenössisches Judentum, interreligiöse Dialoge, Meinungen und Dispute zu aktuellen Fragen des Judentums und vielen allgemein-gesellschaftlich relevanten Themen, aktuelle jüdische Kunst und Kultur, Wissenschaft und Bildung im jüdischen Kontext, Geschichte des Judentums" (Jüdische Zeitung 2013).

2012 wagte sich der Buchautor und Publizist Rafael Seligmann mit der "Jewish Voice from Germany" auf den Pressemarkt. Die vierteljährlich erscheinende Zeitschrift will deutschen Juden in der Welt eine Stimme geben und ein neues Zusammenwachsen von Juden und Deutschen fördern (Jewish Voice from Germany 2013). Die Neugründung unter prominenter Herausgeberschaft fand in deutschen Medien einige Beachtung: Zeitungen und Rundfunkanstalten berichteten über den Start und veröffentlichten Interviews mit Seligmann (vgl. Schacht 2012, Pohlmann 2011, 3sat 2012). Der Tenor der Berichterstattung: Jüdisches Leben in Deutschland geht weit über die Themen Antisemitismus und Holocaust hinaus – mit diesen und anderen Stereotypen wird nun, dank der "Jewish Voice from Germany" über die Grenzen Deutschlands hinaus aufgeräumt.

Neben diesen an ein breites Publikum gerichteten Publikationen gibt es noch eine Vielzahl an Zeitschriften mit überwiegend wissen-

schaftlichem Anspruch: "Trumah", die Zeitschrift der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg, erscheint jährlich; jedes Heft hat einen thematischen Schwerpunkt aus dem Feld jüdischer Studien, die Aufsätze erscheinen in Deutsch, Englisch oder Hebräisch (Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg 2013). Aufsätze und Berichte zu Forschungsarbeiten publiziert die Vierteljahresschrift "Kalonymos. Beiträge zur deutsch-jüdischen Geschichte aus dem Salomon Ludwig Steinheim-Institut an der Universität Duisburg-Essen" (Salomon-Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte 2012). Die Zeitschrift "Tribüne. Zeitschrift zum Verständnis des Judentums" erschien bis zum Quartal 4/2012 im Tribüne Verlag, dann wurde die Druckauflage eingestellt (vgl. Tribüne 2013). Zu den wissenschaftlich ausgerichteten Publikationen kommen Jahrbücher, wie beispielsweise "Menora. Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte" des Moses Mendelssohn Zentrums für europäisch-jüdische Studien der Universität Potsdam (Moses Mendelssohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien 2010).

Systematisch erfasst wurde die deutsch-jüdische Presse aus Geschichte und Gegenwart in einem umfassenden Projekt, an dem neben der jüdischen Pressegesellschaft das Aachener Lehr- und Forschungsgebiet Deutsch-jüdische Literaturgeschichte, die Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main sowie die Kölner Bibliothek Germania Judaica beteiligt waren und das von der DFG gefördert wurde. Entstanden ist ein Online-Archiv mit über 700 000 (historischen) Zeitungsseiten. Außerdem ist die Wochenzeitung "Jüdische Allgemeine" als aktuelle Ausgabe und im Archiv gegen Gebühr abrufbar (vgl. Compact Memory o. A., Deutsch-jüdische Presse o. A.).

Sie ist mit Abstand die traditionsreichste Zeitung unter den jüdischen Publikationen. Die "Jüdische Allgemeine" kam bereits 1946 erstmals als "Jüdisches Gemeindeblatt für die Nord-Rheinprovinz und Westfalen" heraus. Später erschien sie in Bonn als "Allgemeine Jüdische Wochenzeitung". Seit 2002 heißt sie "Jüdische Allgemeine". Dabei blickt die Zeitung auf eine Geschichte zurück, die bis ins 19. Jahrhundert reicht: "Das Blatt steht in der Tradition der 1837 gegründeten "Allgemeinen Zeitung des Judenthums", die seit 1890 im renommierten Verlag von Rudolf Mosse erschien und 1922 in der CV-Zeitung, dem Organ des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, aufging. Die letzte Ausgabe der CV-Zeitung erschien am 3. November 1938, wenige Tage vor der Pogromnacht" (vgl. Jüdische Allgemeine 2013). Als Wochenzeitung für "Politik, Kultur, Religion und jüdisches Leben", die seit 2005 monatlich im traditionsreichen Mosse Verlag erscheint, richtet sich die "Jüdische Allgemeine" mit einem vielfältigen Themenspektrum an ein breites Publikum. Im ersten Quartal 2013 betrug die Druckauflage 9346 Exemplare (IVW 2013). Dem ältesten jüdischen Blatt im Nachkriegsdeutschland kommt aufgrund der Tradition und der thematischen Vielfalt eine besondere Stellung innerhalb der jüdischen Publikationen zu.

Literatur

- 3sat (2012): Renaissance des Judentums Rafael Seligmanns "Jewish Voice from Germany", Beitrag in der Kulturzeit. Online unter www.3sat.de/page/?source=/kulturzeit/themen/159644/index.html (zuletzt aufgerufen am 8.7.2013).
- Compact Memory (o. A.): URL: www.compactmemory.de (aufgerufen am 8.7.2013).
- Deutsch-jüdische Presse (o.A.): www.jüdische-presse.de/jaz-premium/tools/jaz-premuim_nav.php?shared_link=djpresse&space=1 (zuletzt aufgerufen am 8.7.2013).
- Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg (2013): Trumah. Zeitschrift der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg. Online unter www.hfjs.eu/publik/trumah. html (zuletzt aufgerufen am 8.7.2013).
- IVW (2013): Quartalszahlen Wochenzeitungen 1/2013. Online unter http://daten.ivw.eu/index.php?menuid=1&u=&p=&detail=true (zuletzt aufgerufen am 8.7.2013).
- Jewish Voice from Germany (2013): About us. Online unter http://jewish-voice-from-germany.de/cms/thank-you-for-raising-your-voice/ (zuletzt aufgerufen am 8.7.2013).
- Jüdische Allgemeine (2013): Verlagsgeschichte. Online unter www.juedische-allgemeine.de/verlag (zuletzt aufgerufen am 8.7.2013).
- Jüdische Zeitung (2013): Über die Zeitung. Online unter www.j-zeit.de/ueber/ (zuletzt aufgerufen am 8.7.2013).
- Moses Mendelssohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien (2010): Menora. Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte. Online unter www.mmz-potsdam.de/index. php?ID_seite=64 (zuletzt aufgerufen am 8.7.2013).
- Pohlmann, Sonja (2011): Jenseits des Holocaust. In: Der Tagesspiegel vom 12.12. Online unter www.tagesspiegel.de/medien/neue-zeitung-ueber-juedisches-leben-jenseits-des-holocaust/5950450.html (zuletzt aufgerufen am 8.7.2013).
- Salomon-Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte (2012): Die Institutszeitschrift Kalonymos. Online unter www.steinheim-institut.de/wiki/index. php/Publikationen:Kalonymos (zuletzt aufgerufen am 8.7.2013).
- Schacht, Daniel Alexander (2012): Neues Deutschland-Bild in der "Jewish Voice from Germany". In: Hannoversche Allgemeine vom 9.1. Online unter www.haz. de/Nachrichten/Medien/Uebersicht/Neues-Deutschland-Bild-in-der-Jewish-Voice-from-Germany (zuletzt aufgerufen am 8.7.2013).
- Tribüne (2013): Tribüne. Zeitschrift zum Verständnis des Judentums. Online unter www.tribuene-verlag.de/Zeitschrift.htm (zuletzt aufgerufen am 8.7.2013).
- Zentralrat der Juden in Deutschland (o.A.): Zukunft. Online unter www.zentralrat-djuden.de/de/topic/9.html (zuletzt aufgerufen am 8.7.2013).

Detlef David Kauschke

"Die Jüdische Allgemeine"

Persönliches Porträt einer Instanz unter den jüdischen Publikationen in Deutschland

Ralph Giordano ist Schriftsteller, Publizist, Aufklärer, eine moralische Instanz – und der dienstälteste Mitarbeiter der "Jüdischen Allgemeinen". Auch heute noch, mit seinen 90 Jahren, meldet er sich in der Wochenzeitung für Politik, Kultur, Religion und Jüdisches Leben zu Wort, ruft regelmäßig in der Redaktion an, weist auf wichtige Themen hin, verfasst Texte. Erst kürzlich hat die Zeitung seine Rede dokumentiert, die er anlässlich der Vorstellung eines Forschungsprojektes über NS-Kontinuitäten im Bonner Justizministerium in Berlin hielt. Giordano und seine Geschichte repräsentieren einen wichtigen Teil des Selbstverständnisses der Zeitung. Er schafft es, wie sein Schriftstellerkollege Günter Kunert unlängst feststellte, die Leser "in die Lage der Verfolgten mit einzubeziehen und ihnen damit eine Ahnung und ein Mitempfinden zu ermöglichen". Giordano ist Überlebender der Shoa – er repräsentiert in diesem Sinne ein Fundament, auf dem diese Zeitung steht.

Die "Jüdische Allgemeine" ist eines der ältesten Blätter Nachkriegsdeutschlands. 1946 wird die Zeitung als "Jüdisches Gemeindeblatt" gegründet. Es ist ein kleines Mitteilungsblatt für die Gemeinden Rheinlands und Westfalens. Zwei Jahre später schon ist Giordano Mitglied der Redaktion, damals noch in Düsseldorf. Herausgeber ist Karl Marx. 1973 übernimmt der Zentralrat der Juden in Deutschland die Herausgeberschaft.

Mitarbeiter in Düsseldorf ist auch der junge Paul Spiegel, der spätere Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland. Er betont in einem Beitrag zum 60-jährigen Bestehen des Blattes 2006, dass die "Jüdische Allgemeine" und ihre Vorläufer "die komplizierte und oft schmerzhafte, aber immer auch hoffnungsfrohe Auseinandersetzung" der in Deutschland lebenden Juden mit ihrer *Heimat* über Jahrzehnte begleitet habe. Nach dem Krieg waren es rund 20000 Überlebende, die aus unterschiedlichen Gründen in Deutschland blieben, sich aber, so Spiegel, fast alle zeitlebens als Durchreisende empfanden. Durch die massenhafte Zuwanderung von Juden aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion wurde die deutsche die drittgrößte jüdische Gemeinschaft Europas, eine Gemeinschaft, die sich weiter innerlich festigt und an Stabilität gewinnt.

Ab 1999 erscheint das Blatt in Berlin, erst als "Allgemeine Jüdische Wochenzeitung", seit 2002 als "Jüdische Allgemeine", zu diesem Zeitpunkt noch alle 14 Tage, seit 2003 wieder wöchentlich. Sie ist damit Deutschlands einzige überregionale jüdische Wochenzeitung. 2009 erhält sie ein mit dem *European Newspaper Award* ausgezeichnetes Layout, das noch heute eine moderne, frische Optik bietet.

Entsprechend zeitgemäß ist der Inhalt: Geschichte ja, Tradition auch, aber besonders viel Gegenwart und vor allem jede Menge Zukunft bestimmen das Blatt. Die Schriftstellerin Gila Lustiger, die auch Autorin der "Jüdischen Allgemeinen" ist, hat einmal angemerkt, dass diese Zeitung Juden ein Forum schaffen soll, "die sich nicht ihrer historischen Verantwortung entziehen und im Schatten der Schoa das Wagnis eingehen, Realität in Deutschland mitzugestalten".

Den Alltag der Juden in Deutschland abbilden

Dies ist eine treffliche Umschreibung dessen, was das kleine Redaktionsteam in Berlin-Mitte Woche für Woche aufs Neue versucht: jeden Donnerstag mit der jeweils aktuellen Ausgabe den Alltag der Juden in Deutschland abzubilden, mit Reportagen, Interviews und Berichten. Den Alltag in den Gemeinden und jüdischen Organisationen und den Alltag draußen in der nichtjüdischen Umwelt. Berichte aus Israel und der jüdischen Welt ergänzen das Angebot. Politische, soziale und kulturelle Debatten sind bestimmende Themen, mit Kommentaren und Meinungen von jüdischen und nichtjüdischen Autoren. Die Liste reicht von A – wie Schauspielerin und Regisseurin Adriana Altaras oder Rabbiner Daniel Alter – bis Z – wie Noam Zadoff, Professor für Israel- und Nahoststudien, oder Efraim Zuroff, Leiter des Wiesenthal-Zentrums Ierusalem.

Viola Roggenkamp stellte einmal fest: "Man kann gewisse Sachen als jüdischer Mensch nur in dieser Zeitung schreiben, und gewisse Sachen kann man als jüdischer Mensch nur in dieser Zeitung nicht schreiben. Warum? Weil diese Zeitung einmalig ist. Leider. Und Gott sei Dank."

Gila Lustiger meint, die "Jüdische Allgemeine" nehme Stellung "auf eine individuelle, herausfordernde, eben jüdische Art und Weise". Und – das darf ergänzt werden – in journalistisch-professioneller Manier. Dazu gehört eben auch die Meinung, die das Blatt ausmacht. Der Blick auf einige Headlines, Überschriften, macht klar, worum es geht: In der Beschneidungsdebatte verweist die Zeitung zum Beispiel auf "Das Recht auf Beschneidung", bemerkt "Wer die Beschneidung angreift, greift das Judentum an", bedauert die "Tyrannei der Mehr-

heit" und stellt dabei fest, dass sich in der Beschneidungsdiskussion ein dramatischer Mangel an Toleranz offenbart. In der NPD-Debatte kritisiert das Blatt das "konsequente Zögern" der Politik, fordert "Kein Freiraum für Neonazis", schreibt "Ein Verbot der NPD stünde der Demokratie gut zu Gesicht" und beklagt die "Propaganda mit Staatsgeld" der rechtsextremen Partei, die von der Parteienfinanzierung lebt. Im Streit um die Ghettorenten sieht die "Jüdische Allgemeine" einen "Kampf um die Würde", Repräsentanten der Shoa-Überlebenden und ehemaligen Ghettoarbeiter kritisieren den Umgang der bundesdeutschen Politik mit diesem Thema einfach als "skandalös und verletzend".

Zahlreiche deutsche jüdische und nichtjüdische Journalisten schreiben für das Blatt. Auch kommen die Repräsentanten des jüdischen Lebens in Deutschland regelmäßig zu Wort, daneben auch prominente jüdische Stimmen aus dem Ausland – Friedensnobelpreisträger Elie Wiesel, Rechtsanwalt Alan Dershowitz oder Senator Joe Lieberman.

Die "Jüdische Allgemeine" ist die Zeitung des Zentralrats der Juden in Deutschland, sie ist, wie Zentralratspräsident Dieter Graumann es formuliert, "das publizistische Aushängeschild der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland". Seinen Worten zufolge ist das Blatt "ein kraftvolles Mittel, um der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland eine Stimme zu geben". Zugleich vermittle es aber auch das Gefühl, mit dem, was sich in den vielen Gemeinden tut, auch selbst ein Stück weit verknüpft zu sein. Die Zeitung sei ein verbindendes Mittel der Kommunikation nach innen und nach außen, so Graumann.

Wachsende Reichweite

Und diese Kommunikation ist inzwischen nicht mehr nur auf Papier angewiesen. Die "Jüdische Allgemeine" ist seit mehr als zehn Jahren auch im Internet präsent und hat ihren Online-Auftritt deutlich ausgebaut. Neben den Texten und Fotos der wöchentlichen Printausgabe sind jetzt unter www.juedische-allgemeine.de zusätzlich zahlreiche Informationen und Angebote zu finden, die mit Ausnahme des Schabbats und der jüdischen Feiertage ständig aktualisiert werden. Die Zahl der Besucher und Seitenaufrufe hat zugenommen. Viele Nutzer kommen inzwischen auch über die sozialen Netzwerke, bei Facebook hat die "Jüdische Allgemeine" immer mehr Freunde, und die Zahl der Follower beim Kurznachrichtendienst Twitter steigt stetig. Darunter sind viele jüdische und nichtjüdische Interessierte, aber auch Journalisten und andere Meinungsbildner, Vertreter von Parteien und Organisationen.

Diese Entwicklung beschert dem Blatt Rekordreichweiten. Noch nie haben so viele Menschen die Angebote der "Jüdischen Allgemeinen" im In- und Ausland wahrgenommen. Die Printausgabe wird über Einzelverkauf an Kiosken und Buchhandlungen verbreitet und geht an Abonnenten in Deutschland, Österreich, der Schweiz, aber auch nach Israel, Frankreich, USA und Argentinien. Das Internet zeigt die Verbreitung im Ausland noch deutlicher. Beispiel Beschneidungsdebatte: Google wies im vergangenen Jahr zu den Stichworten "Juedische Allgemeine" und "circumcision" 54600 englischsprachige Treffer auf.

Jüdische Zeitschriften und Zeitungen werden in Deutschland seit dem 18. Jahrhundert veröffentlicht. Die "Jüdische Allgemeine" ist nun seit 67 Jahren auf dem Markt. Vieles hat sich verändert, eines ist geblieben: das Bekenntnis zum jüdischem Leben in Deutschland. Daher soll zum Schluss noch einmal Ralph Giordano zu Wort kommen. In einem Beitrag zum 60-jährigen Bestehen des Blattes schrieb er: "Die Aufgabe der Zeitung ist klar und so wichtig wie nie zuvor" – das traditionsreiche Periodikum sieht zuversichtlich in Gegenwart und Zukunft.

Raphael Rauch | Mix aus Information, Musik und Ritus

Jüdische Radiosendungen im öffentlich-rechtlichen Rundfunk

Das Wort "Radio-Karriere" hört Rabbiner Joel Berger nicht gerne, auch wenn er zu den gefragtesten jüdischen Stimmen im öffentlichrechtlichen Rundfunk gehört. Anfangs übernahm der in Ungarn geborene und 1968 nach Deutschland emigrierte Rabbiner Ansprachen bei Radio Bremen. Mit seinem Wechsel nach Stuttgart kamen Sendungen im SDR hinzu, gefolgt vom MDR. Auch im RBB ist Berger zu hören, ebenso im WDR, im NDR und im Bayerischen Rundfunk. Beinahe jede Woche fährt er ins Stuttgarter SWR-Funkhaus, um die Sendungen aufzunehmen. Der heute 75-Jährige ist sich der Prägnanz seiner Stimme bewusst: "Es passiert hin und wieder, dass ich beim Einkaufen angesprochen werde: 'Ihre Stimme kenne ich, Sie sind der Mann vom Radio.'" Berger sieht seine Rundfunkansprachen als Brücke zwischen Juden und Nicht-Juden: "Ich versuche Vorurteile abzubauen. Ich möchte den Hörern jüdische Motive näher bringen. Wenn man die nicht versteht, entstehen Vorurteile."

In seiner mehr als drei Jahrzehnte währenden Rundfunktätigkeit habe es lediglich einmal eine rundfunkinterne Kontroverse gegeben. Grund dafür war ein Witz - hier die Kurzfassung: "In Paris wird ein Kind von einem Pitbull attackiert. Ein Tourist stürzt sich auf den Hund und erwürgt ihn - das Kind ist gerettet. Bald wird der Retter von Reportern umringt, die von der Schlagzeile "Französischer Held rettet Mädchen vor tollwütigem Hund' sprechen. Doch der Mann entgegnet: ,Ich komme aus Israel.' Tags darauf titelt die französische Presse: "Israeli tötet Hund eines kleinen Mädchens!" Der die französische Israel-Kritik aufgreifende Witz kam bei den SWR3-Machern laut Berger nicht gut an - zwar wurde der Beitrag gesendet, doch als beim Sender viele Hörer anriefen, weil sie die Aussage des Witzes nicht verstanden hatten, distanzierte sich ein SWR-Redakteur von Bergers Beitrag – worauf sich der Rabbiner beim Sendeleiter beschwerte. Der erklärte dem Redakteur, berichtet Berger, "dass dies eine Verkündigungssendung wie bei den Kirchen ist und er sich nicht einzumischen hat". Diese Anekdote zeugt von dem Zündstoff, der in jüdischen Ra-

¹ Gekürzt und modifiziert nach: Tierisch. In: Mitteilungen der deutsch-israelischen Gesellschaft Hamburg, Nr. 2/2007, S. 12.

diosendungen liegt, und deutet auf den Sonderstatus hin, den religiöse Sendungen im deutschen Rundfunk genießen.

Ziel dieses Aufsatzes ist es, den Status quo jüdischer Radiosendungen im öffentlich-rechtlichen Rundfunk zu skizzieren. Hierzu werden die rundfunkrechtlichen Rahmenbedingungen aufgeführt, der Verkündigungsbegriff mit Blick auf das Judentum problematisiert und schließlich die Praxis der einzelnen Rundfunkanstalten vorgestellt.

Verkündigungssendungen und Drittsenderecht

Verkündigungsformate wie das "Wort zum Sonntag" im Fernsehen oder die vielen, täglich zu hörenden religiösen Radioansprachen sind ein besonderer Aspekt des deutschen Rundfunksystems, in der sich das deutsche Kooperationsmodell von Staat und Kirche widerspiegelt. Die Rundfunkanstalten stellen den Religionsgemeinschaften Infrastruktur und Sendezeit zur Verfügung, mit denen diese ihren Verkündigungsauftrag in Radio und Fernsehen wahrnehmen können. Verkündigungssendungen sind somit keine redaktionellen Sendungen, sondern liegen in der Verantwortung der Religionsgemeinschaften. Rechtliche Grundlage hierfür sind die jeweiligen Staatsverträge und Satzungen der Rundfunkanstalten, in denen neben Regierungen und Parteien unter anderem auch Religionsgemeinschaften Sendezeit eingeräumt werden muss oder kann, die diese dann eigenverantwortlich gestalten.²

Das Bild von "Rahmen- und Fensterstrukturen" ist geläufig geworden, um den Anspruch von Kirchen und Religionsgemeinschaften auf Sendezeit im Rundfunkprogramm zu erklären. Die Rahmenstruktur wird vom Sender vorgegeben, indem er "Bemessungs-, Verteilungs-, Platzierungsentscheidungen" trifft. Innerhalb dieses Rahmens schauen die Kirchen und Religionsgemeinschaften gleichsam aus einem Fenster heraus und kommunizieren "mit dem Publikum unmittelbar (ohne journalistisch-mediale Vermittlung)". Da dieses Senderecht einem externen "Dritten", in diesem Fall den jüdischen Gemeinden, erteilt wird, ist auch vom Drittsenderecht oder vom Drittsendungsrecht die Rede.

² Vgl. Martin Stock: Islam im Rundfunk – wie eigentlich? Auf dem Weg zu muslimischer kommunikativer Präsenz in deutschen Rundfunkprogrammen. In: Arbeitspapiere des Instituts für Rundfunkökonomie an der Universität zu Köln, Heft 226. Köln 2007, S. 3.

³ Ebd., S. 4.

⁴ Ebd., S. 4.

Judentum und Verkündigung

Von Verkündigungssendungen im jüdischen Kontext zu sprechen, ist nicht unproblematisch, schließlich ist der Verkündigungsbegriff stark christlich gefärbt und hängt mit der Idee des Missionierens zusammen. Doch das Judentum kennt keine Mission: "Wer sich seiner Wahrheit gewiss ist, sieht keinen Grund dafür zu werben. Am Sabbat läuten keine Glocken, und kein Rabbiner käme auf den Gedanken, im Stil des Muezzins auf das Dach der Synagoge zu steigen, um die Gläubigen zum Gebet zu befehlen"5, schrieb der deutsch-israelische Publizist Rafael Seligmann 2007, als die Einführung eines "Islamischen Worts" im SWR und eines "Forum am Freitag" im ZDF die rundfunkpolitischen Gemüter erhitzte. Trotzdem sieht Seligmann gute Gründe, als Jude auf Sendung zu gehen: "Das jüdische Werbeverbot soll durch einen TV-Beitrag keineswegs aufgehoben werden. [...] Iuden sollten die Möglichkeit zur Information ebenso nutzen wie alle anderen Glaubensgemeinschaft[en]. [...] Warum sollten Hebräer nicht die Massenmedien nutzen, um sich zu ihrem Glauben, ihren Gesetzen, ihrer Ethik und den Standpunkt des Judentums in gesellschaftspolitischen Fragen zu äußern? Die Zuschauer sollen, wie in der Demokratie üblich, unter mehreren Alternativen wählen können", begründete Seligmann die Notwendigkeit eines jüdischen "Wort zum Sabbat" im öffentlich-rechtlichen Fernsehen.

Eine religiös korrekte Bezeichnung wäre wohl, von "Sendungen im Rahmen des Drittsenderechts" zu sprechen. Da der prägnantere Begriff der Verkündigungssendungen jedoch im öffentlich-rechtlichen Rundfunk fest etabliert ist, wird im Folgenden diese Variante genutzt – ohne freilich den christlichen Verkündigungsbegriff auf das Judentum zu übertragen.

Beim Vergleich von christlichen mit jüdischen Verkündigungssendungen müssen zwei weitere fundamentale Unterschiede stets mitgedacht werden: das jüdische Selbstverständnis einerseits und die Rezipienten andererseits. Judentum und jüdisches Leben wird nicht allein von der Religion bestimmt, betont Micha Guttmann, der beim Deutschlandfunk die jüdische Sendung betreut: "Das Judentum lässt sich weitergehend definieren als "Schicksalsgemeinschaft" mit kulturellen, sozialen und gesellschaftlichen Gemeinsamkeiten. Insoweit sind religiöse Inhalte zwar wichtiger Teil der Sendung, aber die Inhalte gehen weit darüber hinaus und beleuchten jüdisches Leben ins-

⁵ Rafael Seligmann: Ein Wort zum Sabbat. In: Nassauische Neue Presse vom 4.4.2007, S. 1.

gesamt." Ein zweiter, kategorialer Unterschied sind die Rezipienten. Während christliche Verkündigungssendungen zwar nicht nur christliche und nicht nur fromme Zuhörer haben, aber dennoch vor allem von Christen und christlich geprägten Menschen gehört werden, erreichen die jüdischen Sendungen ein fast ausschließlich nicht-jüdisches Publikum, denn mit 107000 Mitgliedern der Jüdischen Gemeinden sind nur 0,13 Prozent der Bevölkerung Deutschlands Juden.⁶

Jüdische Radiosendungen haben somit zwei sehr unterschiedliche Zielgruppen: Zum einen sollen sie die (wenigen) Juden in Deutschland über aktuelle Entwicklungen in der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland und weltweit informieren sowie mit der Auslegung der Wochenabschnitte aus der Thora die eigene jüdische Glaubenspraxis authentisch erfahrbar machen. Zum anderen sollen die nichtjüdischen Hörerinnen und Hörer, die am jüdischen Leben interessiert sind, mit Hintergrundinformationen zu Religion, Kultur und Geschichte der jüdischen Gemeinschaft informiert werden. Da dieser Teil der Hörerschaft der weitaus größere ist, gilt es die Sendungen journalistisch so zu gestalten, dass sie auch für diesen Kreis interessant und verständlich sind. Was Michael Brenner. Professor für Jüdische Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität, mit Blick auf den Münchner Tatort formulierte, der einen Mord in der neuen Münchner Synagoge zum Thema hatte, kann auch auf die Radiosendungen übertragen werden: auch ihnen muss "ein Grundkurs Judentum beigemischt werden [...], der die jüdischen Feiertage, das Verhältnis zum Staat Israel und natürlich die Befindlichkeiten deutsch-jüdischer Existenz zu erklären versucht"7.

Jüdisches im Radio hat Tradition

Bereits zu Zeiten der Weimarer Republik gab es im Südwestdeutschen Rundfunk Frankfurt eine von Juden gestaltete religiöse Radiofeier. Auch andere Radiosender waren für Jüdisches offen, darunter waren "Vorträge und Diskussionen; am häufigsten konzentrierten sie sich jedoch auf jüdische Musik. Nach hartnäckigen Verhandlungen traf man mit dem Berliner Rundfunk eine Vereinbarung über die Sendung jüdischer liturgischer Musik, die im Oktober 1929 von Arno Nadel vorgestellt wurde. Auch der Bayerische Rundfunk trug zur Po-

⁶ Vgl. Michael Demel: Gebrochene Normalität: die staatskirchenrechtliche Stellung der jüdischen Gemeinden in Deutschland. Tübingen 2011, S. 327.

⁷ Michael Brenner: Geschichte der Juden in Deutschland von 1945 bis zur Gegenwart: Politik, Kultur und Gesellschaft. München 2012, S. 434.

pularisierung moderner jüdischer Musik bei, als er Heinrich Schalits Chorwerk In Ewigkeit übertrug."⁸

Nach dem Zweiten Weltkrieg und dem Holocaust fanden jüdische Sendungen einen Platz im Rundfunk, sowohl im redaktionellen Teil als auch in Verkündigungssendungen, die oftmals analog zu den christlichen konzeptioniert wurden. Dies geschah nicht zuletzt auf Drängen der Alliierten, die Radiosendezeit nicht nur nach quantitativen Gesichtspunkten vergeben wollten, wie aus einem Strategiepapier vom 30.06.1947 für die amerikanische Besatzungszone hervorgeht: "[...] time allotment should not be made merely on the basis of numerical preponderance. The Jews, for example, total only an estimated 30 000 in Germany today, but their treatment under the Nazis makes radio broadcasts of particular importance for them today."

Nicht alle Sender räumten den jüdischen Gemeinden jedoch Sendeplätze und die Möglichkeit ein, Vertreter in die Rundfunkgremien zu entsenden. Der Wunsch der Jüdischen Gemeinde Hamburg, im Zonenbeirat für den Nordwestdeutschen Rundfunk mitzuwirken. wurde 1948 noch mit der Begründung abgelehnt, "dass der Zonenbeirat in seinem Umfange nicht unnötig vergrössert werden sollte und im übrigen bei Berücksichtigung der jüdischen Vertretung auch die übrigen kleinen Religionsgesellschaften das Recht auf entsprechende Repräsentation verlangen würden"10. Später haben sich die Rundfunkanstalten davon verabschiedet, die quantitative Größe der Mitgliederzahl zum Kriterium zu machen - stattdessen wird dem Judentum eine besondere historische Bedeutung beigemessen und diese mit dem Restitutionsgedanken verbunden: "Restitution heißt [...]. den jüdischen Gemeinden eine qualitative Bedeutung zuzusprechen, die ihrem quantitativen Bevölkerungsanteil vor der Schoa als ,dritte Konfession' entspricht."11

Generell fristen Verkündigungssendungen im Rundfunk ein Schattendasein; Phrasen wie "Glaubenswort – Quotenmord"¹² sind seit Längerem geläufig. Noch kleiner ist die Nische der jüdischen Sendungen,

⁸ Michael Brenner: Jüdische Kultur in der Weimarer Republik. München 2000, S. 177.

⁹ Strategiepapier von Walther Arthur Maier, zitiert nach Heinz Glässgen: Katholische Kirche und Rundfunk in der Bundesrepublik Deutschland: 1945–1962. Berlin 1983, S. 291.

¹⁰ Wollheim an Prager, Salomon, Dreifuss, Goldstein, 28.3.1948: ZA B 1/10 Bremen Nr. 5, zitiert nach Anke Quast: Nach der Befreiung: j\u00fcdische Gemeinden in Niedersachsen seit 1945 – das Beispiel Hannover. G\u00fcttingen 2001, S. 192.

¹¹ Demel, a.a.O., S. 329.

¹² Zentralstelle Medien der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.): Glaubenswort – Quotenmord? In: Arbeitshilfen 152. Bonn 2000.

und es ist für die jüdischen Gemeinden nicht einfach, mit dem hohen Professionalisierungsgrad mitzuhalten, den ihre christlichen Kollegen mit eigenen Sendebeauftragten, kirchlichen Mediengesellschaften, Schreib-, Sprech- und Kameratrainings anbieten. Manchmal waren es auch nicht die jüdischen Gemeinden, sondern die Rundfunksender, von denen die Initiative für jüdische Rundfunksendungen ausging. "Die Rundfunkanstalten haben angerufen, Sendungen bestellt, und ich liefere sie nach bestem Wissen und Gewissen", sagt etwa Joel Berger über sein Rundfunkengagement. Je nach Sender sind unterschiedliche Lösungen entstanden, so dass jüdische Sendungen als zwar kleiner, aber dennoch fester Bestandteil des öffentlich-rechtlichen Rundfunks gesehen werden können. Heute bieten alle öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten jüdische Sendungen in ihrem Radioprogramm an, wenngleich die Bemessungs-, Verteilungs- und Platzierungsentscheidungen, ja sogar journalistische Formate und Anmutungen sich deutlich unterscheiden, wie folgende Übersicht zeigt.

Bayerischer Rundfunk (BR)

Laut BR-Gesetz sind "den Vertretern aller anerkannten Religionsgemeinschaften [...] auf ihren Wunsch angemessene Sendezeiten einzuräumen"¹³. Zu diesen "anerkannten Religionsgemeinschaften" gehört der Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern, der den Journalisten Michael Strassmann mit der Gestaltung der Bayern 2-Sendung "Schalom" beauftragt hat. Strassmann, der hauptsächlich für die populäre Unterhaltungswelle Bayern 1 arbeitet, wurde 2004 vom Leiter der Abteilung "Religion und Kirche" gefragt: "Michael, du kennst dich doch auf dem Gebiet ganz gut aus. Willst du das machen?"¹⁴ Strassmann ist Mitglied der Jüdischen Gemeinde – und sagte zu. Nach einem offiziellen Termin mit dem Landesverband wurde Strassmann prompt offizieller Rundfunkbeauftragter, zeichnet seither für die Sendung verantwortlich – und moderiert diese auch.

Wer freitags um 15:05 Uhr Bayern 2 einschaltet, wird mit einem Mix aus Deutsch, Jiddisch und Hebräisch sowie mit dem jüdischen Kalenderdatum begrüßt: "Freitag, Yom Shishi, der 26. Adar, 5773, Jüdisches Leben in Bayern, Ebbes Jiddischkeit im Bayerischen Radio, bevor in zwei Stunden der Schabbat kommt. Bruchim habaim, Schalom Uvracha im Bayern2-Funkstädtel, sagt da Michael Strassmann." Nach diesem Willkommensgruß, der übersetzt "Gesegnet sind, die

¹³ Art. 4 Abs. 2 Nr. 3 BR-Gesetz.

¹⁴ Katrin Diehl: Schalom aus dem Funkhaus: Michael Strassmann moderiert in München eine jüdische Radiosendung. In: Jüdische Allgemeine vom 31.1.2013.

da kommen. Friede und Segen" heißt, folgen in den 15 Minuten ein längerer journalistischer Beitrag, die Auslegung zum Wochenabschnitt von Rabbiner Joel Berger, Musik und zum Schluss die Ansage der Lichtzündzeiten für die Schabbes-Kerzen. Traditionell wird der Schabbat mit dem Kerzenanzünden 18 Minuten vor Sonnenuntergang eingeläutet – meistens brennen zwei Kerzen, die für "Schamor" und "Sachor", "Hüte!" und "Gedenke!" stehen. Strassmann nennt die Zündzeiten der 14 jüdischen Gemeinden in Bayern - von München bis Würzburg, von Augsburg bis Hof, und verabschiedet sich mit einem "Schabbat Schalom". Die Sendung informiert über die 14 Gemeinden in Bayern, über jüdisches Leben und Religion. Auch wenn die Sendung in Verantwortung des Landesverbandes gestaltet wird, hat Michael Strassmann de facto freie Hand. Eingriffe habe es nie gegeben, nur mal den Vorschlag, einmal im Monat die Sendung auf russisch zu senden - für die Mitglieder der jüdischen Gemeinde mit russländischem Hintergrund. Ein Wunsch, den Michael Strassmann ablehnen musste: "Wir sind ein laufendes Programm, da würden uns die anderen Zuhörer wegbrechen."

Deutschlandfunk

Im Staatsvertrag des Deutschlandradio wird den Jüdischen Gemeinden ausdrücklich Sendezeit eingeräumt: "Den Evangelischen Kirchen, der Katholischen Kirche und den Jüdischen Gemeinden sind auf Wunsch angemessene Sendezeiten für die Übertragung gottesdienstlicher Handlungen und Feierlichkeiten sowie sonstiger religiöser Sendungen [...] zu gewähren."15 Seit mehr als 20 Jahren plant und moderiert Micha Guttmann die Sendung "Schalom - Jüdisches Leben heute", die freitags um 15:50 Uhr im Deutschlandfunk zu hören ist. Die Sendung war mal fünf Minuten, mal zehn Minuten lang, mittlerweile umfasst sie sieben Minuten, in denen sie ein Thema journalistisch behandelt. Die Sendung versteht sich laut Micha Guttmann "nicht als Geschichtssendung mit Friedhofsschau", sondern sei "vorwärts orientiert". "Der Charakter der Sendung macht jüdische Identität nicht an der Shoah fest, sondern bildet die Gegenwart ab. Durch den Zuzug der Juden aus der ehemaligen Sowjetunion hat sich das Spektrum jüdischen Lebens in Deutschland erheblich verbreitert. Es ist aktiver, interessanter und vielfältiger geworden. Schalom soll diese Entwicklungen deutlich machen und so das Miteinander zwischen Juden und Nichtjuden in Deutschland fördern", sagt Guttmann.

Ähnlich wie sein Kollege Michael Strassmann beim Bayerischen Rundfunk wurde Guttmann, der als Rechtsanwalt und Journalist arbeitet und von 1988–1992 Generalsekretär des Zentralrats der Juden in Deutschland war, für die Redaktionstätigkeit angefragt: "Der damals zuständige Programmleiter Kultur des Deutschlandfunks, der mich als WDR-Kollegen kannte und auch um meine Nähe zu jüdischen Themen wusste, hat mich persönlich angesprochen und mich gebeten, die Konzeption für die damals neue Sendereihe "Schalom – jüdisches Leben heute" zu übernehmen. Mit meiner Konzeption war er einverstanden, so dass er mich bat, die redaktionelle Betreuung und die Moderation der Sendung zu übernehmen."

"Schalom – Jüdisches Leben heute" ist eine der wenigen jüdischen Radiosendungen, die ohne die Auslegung des jüdischen Wochenabschnittes auskommen. Musik und Gebete aus dem jüdischen Bereich, ein Portrait über die Autorin Judith Kerr oder die frühere US-Außenministerin Madeleine Albright, der aktuelle Antisemitismus in Griechenland oder ein Besuch beim "Jewish Male Choir" in London: Die Themen sind bunt und, wie Micha Guttmann betont, jüdisch im weitesten Sinne – eben nicht auf die religiöse Dimension beschränkt. Die Sendezeit um 15.50 Uhr findet Micha Guttmann ideal, da sie "vor Beginn des Schabbatabends liegt und somit auch für religiöse Juden, die die Schabbatruhe halten, hörbar ist".

Deutschlandradio Kultur

Zwar bereits während der Shabbatruhe, dafür jedoch dreimal länger als beim Deutschlandfunk ist die Sendezeit, die Deutschlandradio Kultur dem Format "Aus der jüdischen Welt mit Shabbat" freitags einräumt: 23 Minuten, von 18:07 bis 18:30 Uhr, sind am Freitagabend jüdische Themen im Programm. Hinzu kommen die Rabbineransprachen als "Wort zum Tag", die an jüdischen Feiertagen um 6:23 Uhr ausgestrahlt werden und drei Minuten dauern.

Deutschlandradio Kultur, der Nach-Nachfolger des "Rundfunk im amerikanischen Sektor" (RIAS) – zwischenzeitlich hieß er Deutschlandradio Berlin –, hat zu jüdischen Themen einen besonderen Bezug. Unter anderem setzte der Holocaust-Überlebende Gerhard Löwenthal als stellvertretender RIAS-Programmdirektor verschiedene jüdische Akzente. Ob Rabbiner Leo Baeck, John Herseys Aufzeichnungen vom Fall des Warschauer Ghettos oder Luise Rinsers "Jan Lobl aus Warschau", ob im Frauenfunk, im Schulfunk oder im Kirchenfunk – jüdisches Leben, Fragen von Judentum und Christentum sowie Analysen über das Wesen des Antisemitismus waren regelmäßig im RIAS-Programm. "Kein Sender in Deutschland beschäftigt sich intensiver und

positiver mit allen jüdischen und verwandten humanitären Fragen als der Berliner ,RIAS'. [...] Wer wünscht, daß sich Deutschland und der Osten in objektivster Weise mit dem jüdischen Problem beschäftige oder es auch nur kennenlerne, der kann nur hoffen, daß RIAS in dieser Richtung unerschüttert und unerschrocken weiter wirken wird"¹⁶, lobte der jüdische Journalist Alfred Joachim Fischer 1954 in einem ausführlichen Artikel die RIAS-Affinität zu jüdischen Belangen. Der enge Bezug von RIAS und jüdischer Gemeinde blieb über die Jahrzehnte erhalten, wobei nicht nur Rabbiner, sondern auch der langjährige Vorsitzende der jüdischen Gemeinde, Heinz Galinski, regelmäßig zu Wort kamen. Doch das Erkennungszeichen der wöchentlichen Sendung war von musikalischer Art, geprägt von Estrongo Nachama und dem RIAS-Kammerchor.¹⁷ Estrongo Nachama war von 1947 bis 2000 Kantor der Jüdischen Gemeinde zu Berlin - seine Musik wurde eine Art deutsch-jüdischer Erinnerungsort: "Keine andere religiöse Sendung ist über Jahrzehnte so viel gehört worden wie diese Schabbatfeier mit Kantor Nachama. Die wenigsten verstanden die hebräischen Worte, aber die ,herrliche Stimme dieses bewegenden Sängers ... schuf Frieden und innere Nähe, wo Fremdheit und Vorurteil war', wie einmal der Intendant Herbert Kundler sagte. 18 Die Schabbatfeier war sogar so beliebt, dass sie – obwohl sie vom amerikanischen RIAS produziert wurde - vom Staatlichen Rundfunk-Komitee der DDR übernommen wurde, trotz aller Diskriminierungen, die die Jüdische Gemeinde im Osten sonst durch das DDR-Regime erfahren musste.¹⁹

Nach wie vor sind Estrongo Nachama und der RIAS-Kammerchor in Deutschlandradio Kultur zu hören, allerdings nicht unbedingt jede Woche. In der Sendung "Aus der jüdischen Welt mit Shabbat" kommen auch mal chassidische Shabbatlieder oder Musik aus der judenspanischen Tradition vor. Wie beim Deutschlandfunk behandeln die journalistischen Beiträge bei "Deutschlandradio Kultur" das Judentum im weitesten Sinne – auch in seiner kulturellen, sozialen und politischen Dimension, zudem gibt es eine Rabbineransprache.

¹⁶ Alfred Joachim Fischer: Juden und jüdische Probleme: Welches Bild gewinnen die RIAS-Hörer in Berlin, Deutschland und den Oststaaten. In: Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland vom 1.1.1954, Nr. VIII/39.

¹⁷ Frank Pauli: Jüdische Stimmen am Mikrophon – Akzente im Rundfunkprogramm: Erfahrungsbilanz eines Redakteurs. In: Andreas Nachama (Hg.): Aufbau nach dem Untergang: Deutsch-jüdische Geschichte nach 1945. Berlin 1992, S. 317-322.

¹⁸ Anita Kugler: Estrongo Nachama – ein Zauberer der Liebe. In: taz vom 6.7.1992, S. 20.

¹⁹ Ebd.

Hessischer Rundfunk (HR)

De iure gibt es beim Hessischen Rundfunk keine Verkündigungssendungen. Das HR-Gesetz enthält "keinen ausdrücklichen Anspruch für Religionsgemeinschaft[en] auf Gewährung von Sendezeiten"²⁰ – allerdings sollen die Darbietungen des Hessischen Rundfunks auch "Gottesdienst und Erbauung vermitteln"²¹, was mit Blick auf das Judentum in der "Jüdischen Welt" geschieht. Die Sendung wird am ersten Freitag im Monat von 14:30 bis 14:55 Uhr in HR2 ausgestrahlt und berichtet über jüdische Themen, das Leben in jüdischen Gemeinden und Organisationen.

Die Sendung besteht meistens aus drei journalistischen Beiträgen, Nachrichten aus der jüdischen Welt und einer Ansprache zum Schabbat, mit der sich der Journalist Moritz Neumann, Vorsitzender des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden in Hessen, und sein Sohn Daniel Neumann, Rechtsanwalt und Geschäftsführer des Landesverbandes, abwechseln. Die "Jüdische Welt" kommt damit ohne Rabbiner aus, was die hessischen Rabbiner aber nicht zu stören scheint: "Moritz Neumann ist kein Rabbiner. Und vielleicht ist das in diesem Fall sein Vorteil. Denn als gelernter Journalist versteht er es, seinen Zuhörern Fakten und Inhalte auf eine unkomplizierte Weise näherzubringen, ohne daß er zu sehr in das "Fach-Chinesisch" abgleitet, das den Laien doch so oft nur das Verstehen erschwert"²², loben die Rabbiner Menachem Mendel Gurewitz und Shlomo Freyshist das Wirken Moritz Neumanns im Rundfunk.

Mitteldeutscher Rundfunk (MDR)

Im MDR-Staatsvertrag wird den jüdischen Gemeinden ausdrücklich ein Drittsenderecht eingeräumt: "Den evangelischen Kirchen, der Katholischen Kirche und den jüdischen Gemeinden sind auf Wunsch angemessene Sendezeiten zur Übertragung religiöser Sendungen einzuräumen."²³ "Schabat Schalom" läuft freitags um 15:45 Uhr bei MDR Figaro. In der 15-minütigen Sendung erläutert Rabbiner Joel Berger den jeweiligen Wochenabschnitt der Thora; die Schriftauslegung wird von Synagogalmusik und jiddischen Liedern begleitet.

²⁰ Demel, a.a.O., S. 324.

^{21 § 3} Abs. 2 HR-Gesetz.

²² Zum Geleit. In: Moritz Neumann: Shabbat Shalom: Streifzüge durch die jüdische Welt. Würzburg 2005, S. 8.

^{23 § 14} Abs. 3 MDR-Staatsvertrag.

Norddeutscher Rundfunk (NDR)

Auch im NDR-Staatsvertrag ist den Jüdischen Gemeinden das Drittsenderecht verbrieft: "Den Kirchen und den anderen über das gesamte Sendegebiet verbreiteten Religionsgemeinschaften des öffentlichen Rechts sind auf Wunsch angemessene Sendezeiten für die Übertragung gottesdienstlicher Handlungen und Feierlichkeiten sowie sonstiger religiöser Sendungen, auch solcher über Fragen ihrer öffentlichen Verantwortung, zu gewähren. Für die Jüdischen Gemeinden gilt Entsprechendes."²⁴ Im NDR sind zwei jüdische Sendungen etabliert: Die fünfminütige Sendung "Schabat Schalom – kurz gefasst", die um 14:55 Uhr auf NDR Info zu hören ist, aus einer Rabbineransprache besteht und damit den Charakter einer Verkündigungssendung hat, sowie die knapp 20-minütige Sendung "Schabat Schalom - Das Magazin". Diese besteht aus meist zwei journalistischen Beiträgen zu jüdischen Themen, der Auslegung des Wochenabschnitts der Thora und liturgischer Musik. "Dieses Format [...] versteht sich [...] als kritisches Resümee der Woche und wird dafür vermutlich von der jüdischen Community nicht uneingeschränkt geliebt. Ohne Rücksicht auf Befindlichkeiten berichten die Moderatorinnen über genau diese - egal, ob es sich um Querelen in der jüdischen Gemeinde Berlins, um die Frage, ob man Jungen noch beschneiden soll, oder um eine jüdische Internet-Partnerbörse handelt"25, befand die "taz", und lobte den "Mix aus Information, Musik und Ritus"26. Die Thora-Auslegung, die am Ende der Sendung platziert ist, wird von Rabbinerinnen und Rabbinern aus ganz Deutschland und auch aus dem Ausland gehalten.

Radio Bremen (RB)

Wie beim Hessischen Rundfunk gibt es auch bei Radio Bremen de iure keine Verkündigungssendungen. Im Radio-Bremen-Gesetz ist allgemein vom Auftrag der Rundfunkanstalt die Rede, "in ihr Programm Eigenbeiträge nicht erwerbswirtschaftlich orientierter Dritter einzubeziehen"²⁷ – wozu Sendungen der christlichen Kirchen und der jüdischen Gemeinde dazugehören. Auf dieser Grundlage wird die Sendung "Shabbat Shalom" etwa einmal im Monat und zu hohen jüdischen Feiertagen im Nordwestradio von 14:50 bis 15:00 Uhr ausgestrahlt und von Rabbiner Joel Berger gestaltet, der Radio Bremen besonders verbunden ist: Berger war in den 1970er-Jahren in Bremen

^{24 § 15} Abs. 3 NDR-Staatsvertrag.

²⁵ Die Welt als Nachrichtenschleife. In: taz Nord vom 23.9.2008, S. 23.

²⁶ Ehd

^{27 § 2} Abs. 3 Nr. 2 RB-Gesetz.

als Rabbiner tätig; Radio Bremen war die erste Rundfunkanstalt, bei der er auf Sendung ging. In Bremen legte Berger eine Schallplatten-Sammlung mit jüdischer Musik an und konzipierte die Sendung auch musikalisch neu. Dabei wählte er einen anderen Weg als der Berliner RIAS, der auf Estrongo Nachama und den RIAS-Rundfunkchor setzte. "Das ist mir zu choral, auch die Orgelbegleitung gefällt mir nicht. Ich bin eher für kantorale Musik mit Tenorstimmen", sagt Berger. Das Radio-Handwerk lernte er bei Hans-Christian Rudolphi, dem damaligen Kirchenfunk-Redakteur von Radio Bremen. "Jedes Mal, wenn ich eine Sendung aufnahm, saß er dabei und gab mir gute Ratschläge. "Machen Sie das so ... Sagen Sie das nicht so ... Drücken Sie das vielleicht besser so aus"²⁸, erinnert sich Berger in seiner kürzlich erschienenen Autobiographie an seine Anfänge vor dem Mikrophon.

Rundfunk Berlin-Brandenburg (RBB)

Der RBB-Vertrag nennt die jüdischen Gemeinden nicht explizit: "Den Kirchen und anderen für die Bevölkerung im Sendegebiet bedeutsamen Religionsgemeinschaften sind auf ihren Wunsch angemessene Sendezeiten zur Übertragung gottesdienstlicher Handlungen und Feierlichkeiten sowie sonstiger religiöser Sendungen einzuräumen."29 Allerdings ist unstrittig, dass in Berlin das Judentum zu den bedeutsamen Religionsgemeinschaften gehört. Analog zu den christlichen Verkündigungssendungen hätte auch die jüdische Gemeinde das Recht, im Rahmen des Drittsenderechts den Inhalt der Sendung eigenverantwortlich zu bestimmen³⁰ – die Praxis gestaltet sich jedoch anders: Nicht die jüdische Gemeinde, sondern die Redaktion Kirche und Religion koordiniert die Sendung im RBB-Kulturradio, die freitags von 18:50 bis 19:00 Uhr ausgestrahlt wird. Am ersten und dritten Freitag im Monat wird eine Ansprache zum jeweiligen Wochenabschnitt vorgetragen ("Das Wort zum Sabbat"), die mit liturgischer jüdischer Musik ein- und ausgeleitet wird. Die Sprecher sollen die Pluralität des Judentums widerspiegeln. Unter ihnen sind nicht nur Rabbinerinnen und Rabbiner aus Deutschland, sondern mit der Judaistin Edna Brocke auch die ehemalige Leiterin der Alten Synagoge in Essen. Treu verbunden ist dem RBB auch Rabbiner Uri Themal. 1940 in Berlin geboren, versuchte er 1968 als frisch ordinierter Rabbiner in Berlin Fuß zu fassen – und emigrierte 1973 über England nach Australien. Auch von dort aus blieb er auf Sendung, nahm in Austra-

28 Joel Berger: Der Mann mit Hut: Geschichten meines Lebens. Tübingen 2013, S. 283. 29 \S 8 Abs. 3 RBB-Staatsvertrag.

30 § 8 Abs. 4 RBB-Staatsvertrag.

lien die Auslegung der jeweiligen Wochenabschnitte auf und schickte das Tonband per Luftpost nach Berlin. Seit 2009 lebt Uri Themal in Israel und steuert von dort aus dem RBB Beiträge bei. "Das Wort zum Sabbat" des RBB wird auch dem WDR zugeliefert. Die andere jüdische Sendung im RBB heißt "Schalom – Jüdisches Leben heute", die am zweiten und vierten Freitag ebenfalls von 18:50 bis 19:00 Uhr zu hören ist. Die Sendung ist redaktioneller Art und besteht meistens aus zwei Magazinbeiträgen zu jüdischen Themen.

Saarländischer Rundfunk (SR)

Im saarländischen Mediengesetz wird der Synagogengemeinde Saar explizit ein Drittsenderecht eingeräumt: "Der Katholischen Kirche, der Evangelischen Kirche im Rheinland, der Evangelischen Kirche der Pfalz und der Synagogengemeinde Saar sind auf Wunsch angemessene Sendezeiten für die Übertragung gottesdienstlicher oder vergleichbarer Handlungen und Feierlichkeiten sowie sonstiger religiöser Sendungen zu gewähren."³¹ Im SR2-Kulturradio ist an den jüdischen Feiertagen Purim (Gedenken an die Befreiung der persischen Juden durch Königin Ester), Pessach, dem Wochenfest Schawuot, Tischa B'Av (Gedenken an die Zerstörung des Jerusalemer Tempels), dem Neujahrsfest Rosch Haschana, dem Versöhnungstag Jom Kippur, dem Laubhüttenfest Sukkot und dem Lichterfest Chanukka fünf Minuten lang die Journalistin Evelyn Bartolmai auf Sendung, die mittlerweile in Israel lebt und von dort aus die Beiträge produziert.

Südwestrundfunk (SWR)

Das Drittsenderecht für die Israelitischen Religionsgemeinschaften wird im SWR-Staatsvertrag nicht explizit erwähnt; hier ist von "Kirchen und anderen Religionsgemeinschaften des öffentlichen Rechts"³² die Rede, denen "Gelegenheit zu geben [ist], ihre Auffassungen in zweckentsprechenden Sendezeiten des SWR angemessen zu vertreten"³³. Im SWR, der nach dem Wechsel Joel Bergers von Bremen nach Stuttgart dessen neuer Heimatsender wurde, ist der Rabbiner bis auf den Jugendsender Das Ding in allen Wellen zu hören: An jüdischen Feiertagen in 20-minütigen "Israelitischen Feiern" in SWR2; am letzten Freitag im Monat in SWR1 im Rahmen der "Anstöße" und in SWR4 im Rahmen der "Morgengedanken", die beide um 5:57 Uhr und um 6:57 Uhr ausgestrahlt werden und zweieinhalb

^{31 § 19} Abs. 3 Saarländisches Mediengesetz.

^{32 § 9} Abs. 3 SWR-Vertrag.

^{33 § 9} Abs. 3 SWR-Vertrag.

Sender	Sendungstitel	Intervall
BR2	"Schalom"	Wöchentlich
Deutschlandfunk	"Schalom – Jüdisches Leben heute"	Wöchentlich
Deutschlandradio Kultur	"Aus der jüdischen Welt mit Shabbat"	Wöchentlich
	"Wort zum Tag"	Jüdische Feiertage
HR2	"Jüdische Welt"	Monatlich
MDR FIGARO	"Schabat Schalom"	Wöchentlich
NDR Info	"Schabat Schalom – kurz gefasst"	Wöchentlich
	"Schabat Schalom – Das Magazin"	Wöchentlich
Nordwestradio (RB)	"Shabbat Shalom"	Monatlich und an Jüdischen Feiertagen
RBB-Kulturradio	"Das Wort zum Sabbat"	14-tägig
	"Schalom – Jüdisches Leben heute"	14-tägig
SR2	"Jüdisches Leben"	Jüdische Feiertage
SWR1 Baden- Württemberg	"Anstöße"	Monatlich
SWR2	"Israelitische Feier"	Jüdische Feiertage
SWR3	"Worte" bzw. "Gedanken"	Alle acht Wochen im Wechsel
SWR4 Baden- Württemberg	"Morgengedanken"	Monatlich
SWRinfo	"Gedanken" (Übernahme von SWR3)	Alle 16 Wochen
WDR3	"Jüdisches Leben"	Jüdische Feiertage
WDR5	"Gedanken zum Schabbat"	14-tägig

Abb. 1: Verkündigungssendungen im öffentlich-rechtlichen Rundfunk

Minuten lang sind. Allerdings laufen Joel Bergers Ansprachen im ersten und vierten SWR-Programm nur in Baden-Württemberg und nicht in Rheinland-Pfalz. Laut SWR-Staatsvertrag entsenden auch nur die Israelitischen Religionsgemeinschaften Baden und Württemberg zusammen einen Vertreter in den Rundfunkrat; die jüdische Gemeinde in Rheinland-Pfalz wird im SWR-Rundfunkrat nicht berücksichtigt.³⁴ Zudem ist Joel Berger auf der Popwelle SWR 3 zu hören, mal in Form der einminütigen "Worte", mal in Form der zweiminütigen "Gedanken", alle acht Wochen im Wechsel. Die Gedanken von SWR 3 werden im Programm von SWRinfo übernommen, wo Joel Berger alle 16 Wochen um 9:51 Uhr zu hören ist.

³⁴ Demel, a.a.O., S. 322.

Sendeplatz	Länge (mm:ss)	Genre
Freitags, 15:05-15:20 Uhr	15:00	Magazin und Verkündigung
Freitags, 15:50-15:57 Uhr	07:00	Magazin
Freitags, 18:07-18:30 Uhr	23:00	Magazin und Verkündigung
6:23-6:26 Uhr	03:00	Verkündigung
Freitags, 14:30-14:55 Uhr	25:00	Magazin und Verkündigung
Freitags, 15:45-16:00 Uhr	15:00	Verkündigung
Freitags, 14:55-15:00 Uhr	05:00	Verkündigung
Freitags, 20:30-20:50 Uhr	20:00	Magazin und Verkündigung
14:50-15:00 Uhr	10:00	Verkündigung
1. und 3. Freitag im Monat, 18:50-19:00 Uhr	10:00	Verkündigung
2. und 4. Freitag im Monat, 18:50-19:00 Uhr	10:00	Magazin
13:00-13:05 Uhr	05:00	Magazin
Letzter Freitag im Monat, 5:57-6:00 Uhr und 6:57-7:00 Uhr (Wdh.)	02:30	Verkündigung
18:40-19:00 Uhr	20:00	Verkündigung
Floatend zwischen 5:00 und 9:00 Uhr	01:00 bzw. 02:00	Verkündigung
Letzter Freitag im Monat, 5:57-6:00 Uhr und 6:57-7:00 Uhr (Wdh.)	02:30	Verkündigung
9:51-9:53 Uhr	02:00	Verkündigung
14:45-15:00 Uhr	15:00	Magazin
1. und 3. Freitag im Monat, 16:50- 17:00 und 22:50-23:00 Uhr (Wdh.)	10:00	Verkündigung

Westdeutscher Rundfunk (WDR)

Laut Drittsenderecht des WDR-Gesetzes, in dem die jüdischen Gemeinden explizit genannt werden³⁵, ist für "den Inhalt einer Sendung [...] verantwortlich, wem die Sendezeit gewährt worden ist"³⁶. Diese Verantwortung nimmt die Synagogalgemeinde in Köln ernst und überträgt sie nicht, wie die meisten anderen Gemeinden, der Kirchenredaktion innerhalb der Rundfunkanstalt. Sven Röttger, Mitglied der Synagogalgemeinde in Köln, nimmt die Beiträge ab, die der WDR von der RBB-Sendung "Das Wort zum Sabbat" übernimmt. Im WDR läuft die Sendung mit dem Namen "Gedanken zum Schabbat" am ersten und dritten Freitag im Monat auf WDR 5 von 16:50 bis 17:00 Uhr und

^{35 § 8} Abs. 3 WDR-Gesetz. 36 § 8 Abs. 4 WDR-Gesetz.

wird von 22:50 bis 23:00 Uhr wiederholt. "Wirklich zensieren möchte ich die Beiträge nicht. Es ist bislang auch nur zweimal vorgekommen, dass ich persönlich mit einem Beitrag nicht einverstanden war. Da dies aufgrund unterschiedlicher Standpunkte war, habe ich aber nicht interveniert", berichtet Sven Röttger von seiner Tätigkeit als Rundfunkbeauftragter der Synagogalgemeinde in Köln. "Es ist aber schon einmal vorgekommen, dass der falsche Wochenbeitrag eingereicht wurde. Hier konnten wir kurzfristig auf einen älteren Beitrag zu diesem Wochenabschnitt zurückgreifen." Auch schleichen sich in die Moderation mal inhaltliche Fehler ein oder etwas wird falsch ausgesprochen: "In diesem Fall setze ich mich mit der Moderatorin in Verbindung und wir können dies noch verbessern."

Die jüdischen Sendungen leisten laut Sven Röttger einen "wichtigen Beitrag zum Verständnis des Judentums und der Thora". Zu kontroversen jüdischen Themen könnten die Sendungen auch eine Gegenstimme bieten. "Das Judentum hat noch immer mit vielen Vorurteilen aus der Bevölkerung zu kämpfen. Da kann die Sendung dazu beitragen, dass das Judentum offen, lebendig ist und viel Raum zur Meinungsvielfalt lässt."

Zusätzlich zur Sendung auf WDR5 gibt es an jüdischen Feiertagen auf WDR3 mit "Jüdisches Leben" ein Magazin von 14:45 bis 15:00 Uhr, das in drei journalistischen Beiträgen über die jüdischen Feiertage und jüdisches Leben berichtet. Dabei handelt es sich um eine redaktionelle Sendung, die in Verantwortung des WDR liegt.

Ausblick

Die jüdischen Radiosendungen im öffentlich-rechtlichen Rundfunk sind vielfältig. Sie werden von Autoren und Rabbinern aus dem Inund Ausland gestaltet und tragen dazu bei, dass über die Vielfalt des jüdischen Lebens in Deutschland, Israel und der Welt regelmäßig berichtet wird. Mit dem Kommentar zur Parascha, der Auslegung der jeweiligen Wochenabschnitte der Thora, wird zudem jüdische Glaubenspraxis im Radio vermittelt.

Die verschiedenen jüdischen Radiosendungen lassen sich in drei Gruppen einteilen: Journalistische Sendungen, verkündigende Sendungen und Sendungen, die sowohl journalistische als auch verkündigende Elemente beinhalten. Anders als christliche Verkündigungssendungen, die von kirchlichen Rundfunkbeauftragten koordiniert werden, werden die jüdischen Radiosendungen – mit wenigen Ausnahmen – nicht von den jüdischen Gemeinden, sondern von den für Kirchen- und Religionsfragen zuständigen Redaktionen in

den Rundfunkanstalten organisiert. Mit Spannung ist zu verfolgen, ob diese pragmatische Praxis beibehalten wird oder das rundfunkrechtlich stimmigste Modell, wie es der Bayerische Rundfunk praktiziert, Schule macht. Zu fragen ist auch, in welche Richtung sich die Formate entwickeln werden – ob etwa die Sendungen mit einem stark verkündigenden Charakter ihre Anmutung beibehalten oder einen stärkeren journalistischen Akzent erhalten, um sich so auch den veränderten Hörgewohnheiten anzupassen. In Zeiten des trimedialen Medienkonsums, in der Markenbildung, regelmäßige Wiederkehr im Programmablauf und Wiedererkennbarkeit immer wichtiger werden, drängt sich zudem die Frage auf, wie sinnvoll monatliche oder gar 16-wöchentliche Sendeplätze sind.

In der rundfunkpolitischen Pipeline schlummert auch die bislang nicht abschließend beantwortete Frage, wie es um ein "Wort zum Sabbat" im Fernsehen bestellt ist. Die jüdischen Gemeinden hätten juristischen Anspruch auf Sendezeit im ZDF, wie ein Blick in den Staatsvertrag zeigt: "Den Evangelischen Kirchen, der Katholischen Kirche und den Jüdischen Gemeinden sind auf Wunsch angemessene Sendezeiten für die Übertragung gottesdienstlicher Handlungen und Feierlichkeiten sowie sonstiger religiöser Sendungen […] zu gewähren."³⁷ Die Forderung nach einem jüdischen Pendant zum "Wort zum Sonntag" wird immer wieder erhoben, zuletzt intensiv im Jahr 2007. Seither ist das Thema nicht vom Tisch, doch die Chancen auf eine eigene Sendung im ZDF-Hauptprogramm dürften gering sein – zu umkämpft sind die Sendeplätze, und selbst der Zentralrat der Juden in Deutschland geht davon aus, dass es ein "Wort zum Sabbat" nur dann geben wird, wenn gleichzeitig ein "Wort zum Freitag" für Muslime eingeführt würde.

Erfreulich ist, dass die Religions- und Kirchenredaktionen fast ausschließlich positives Feedback auf die jüdischen Radiosendungen erreicht und Schmähbriefe aus dem antisemitischen Spektrum ausbleiben. Gleichzeitig, so die Einschätzung einiger Kirchenredakteure, gebe es seitens der jüdischen Gemeinden jedoch nach wie vor Zurückhaltung, jüdisches Leben in der Öffentlichkeit darzustellen, insbesondere wenn es um persönliche Magazinstücke geht, die "nah am Menschen" über jüdischen Alltag berichten wollen. Die Protagonistensuche gestalte sich oftmals sehr schwierig und die Hemmschwelle sei groß, die eigenen vier Wände einem Radioreporter zu öffnen, der beispielsweise über eine jüdische Hausfrau berichten möchte, die vor Pessach ihre Küche auf den Kopf stellt.

Was die Einschaltquoten betrifft, sind die Rundfunkanstalten mit Auskünften sehr zurückhaltend. Spezielle Hörerforschung zu den jüdischen Sendungen gibt es nicht, und da die meisten jüdischen Radiosendungen in den ohnehin zuhörerärmeren Kulturwellen laufen, sei eine auf einzelne Sendungen heruntergebrochene Quote äußerst vage, so die Auskunft der meisten Sender. Lediglich der Bayerische Rundfunk und der MDR nannten Zahlen für ihre jüdischen Sendungen, wobei sie von Durchschnittswerten der jeweiligen Sendezeit ausgingen und die Problematik der Erhebung betonten. "Schalom" auf BR2 hören demnach 10000 Zuhörer, während der MDR von 60000 Zuhörern der Sendung "Schabat Schalom" auf MDR Figaro ausgeht.

Für die jüdischen Radiosendungen gilt, was auch für viele andere Bereiche des jüdischen Lebens zutrifft, das seit den 1990er-Jahren sichtbarer in der Öffentlichkeit wahrzunehmen ist, nicht zuletzt aufgrund der zugewanderten Juden aus Osteuropa und den dadurch deutlich gewachsenen jüdischen Gemeinden: Jüdisches Leben wird selbstverständlicher und präsenter; die Historikerin Diana Pinto hat dabei von aufkommenden "Jewish spaces" gesprochen. Damit sind Orte mit jüdischer Atmosphäre gemeint, die von einem lebendigen, vielfältigen und präsenten europäischen Judentum zeugen - und bisweilen darüber hinwegtäuschen, dass Besucher dieser "Jewish spaces" - egal ob jüdische Museen, Restaurants oder Hochschulen - vor allem Nicht-Juden sind, und diese Orte zum Teil auch ohne Juden auskommen: "There is a Jewish space in Europe that will exist even in the absence of Jews."³⁸ Dies gilt auch für die jüdischen Radiosendungen, deren meisten Zuhörer Nicht-Juden sind - und die selbst innerhalb der jüdischen Gemeinden ein Schattendasein fristen, wie sich Michael Strassmann sicher ist: "So, wie ich es mitkriege, weiß in der Gemeinde kaum jemand, dass diese Sendung überhaupt existiert."39

Literatur

Zwei Beispiele für jüdische Verkündigungssendungen, die publiziert wurden:

Haus der Geschichte Baden-Württemberg (Hg.): Mit Rabbiner Joel Berger durch das jüdische Jahr. Ostfildern 2013.

Neumann, Moritz: Shabbat Shalom: Streifzüge durch die jüdische Welt. Würzburg 2005.

³⁸ Diana Pinto, zitiert nach Ruth Ellen Gruber: Virtually Jewish: Reinventing Jewish Culture in Europe. Berkeley, CA 2002, S. 10.

³⁹ Katrin Diehl: Schalom aus dem Funkhaus: Michael Strassmann moderiert in München eine jüdische Radiosendung. In: Jüdische Allgemeine, 31.1.2013.

Georg Langenhorst

"Die erzählte Geschichte ist, was am Ende zählt"

Postmoderne Spiegelungen jüdischen Lebens im literarischen Werk Benjamin Steins

Aus der unüberschaubaren Vielfalt der im Jahr 2010 erschienenen Romane ragt ein Buch heraus, das anregt und herausfordert, gerade in literarisch-theologischer Perspektive: Mit "wunderbarer Frische" werde hier "ein Genre revitalisiert, das es in der deutschsprachigen Literatur der vergangenen 60 Jahre aus naheliegenden Gründen kaum gegeben hat: eine jüdische Diaspora-Literatur, die ihren Witz aus den Neurosen schlägt, die jüdische Identität in einer nichtjüdischen Umwelt hervorbringt"— so Ijoma Mangold in der "Zeit". Der Autor "bedient sich der Möglichkeiten dieses Genres beherzt, er hat es aber zugleich radikalisiert, indem er nicht mehr von einer assimilierten jüdischen Lebensform ausgeht, sondern von einer orthodoxgläubigen. Das ist eine entscheidende Gewichtsverschiebung, die dem Buch einen ganz anderen Grad an Gegenwärtigkeit gibt."

Die Rede ist von dem Roman "Die Leinwand" von Benjamin Stein (geb. 1970), von einem Buch, das in der Tat einen ganz besonderen Platz in der jüngsten deutsch-jüdischen Literatur einnimmt und ganz besondere interkulturelle und interreligiöse Lese- und Lernwege ermöglicht.² Stein ist einer der herausragenden Autoren der so genannten "dritten Generation" deutsch-jüdischer Schriftsteller nach der Shoah. Unübersehbar hat sich spätestens seit der Jahrhundertwende eine Generation von jüngeren deutschsprachigen jüdischen Autorinnen und Autoren etabliert, die in großer Selbstverständlichkeit gegenwartsbezogene jüdische Lebens- und Glaubenswelten in ihr literarisches Schreiben integriert.

Dieser "Prozess der Sichtbarwerdung der in Deutschland lebenden, sich schriftstellerisch betätigenden Juden" führt zu einer neuen

- 1 Ijoma Mangold: Religion ist kein Wunschkonzert. In: Die Zeit vom 8.4.2010, S. 47.
- 2 Vgl. dazu ausführlich: Christoph Gellner/Georg Langenhorst: Blickwinkel öffnen. Interreligiöses Lernen mit literarischen Texten. Ostfildern 2013.
- 3 Hanni Mittelmann: Deutsch-jüdische Literatur im Nachkriegsdeutschland: Das Ende der Fremdbestimmung? In: Mark H. Gelber/Jakob Hessing/Robert Jütte (Hg.): Integration und Ausgrenzung. Studien zur deutsch-jüdischen Literaturund Kulturgeschichte von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart. Tübingen 2009, S. 429-442, hier: S. 429.

Präsenz von "Jüdischkeit" in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, ohne dass diese Autoren so etwas wie eine Schule bildeten. Sie schreiben je in völliger Eigenständigkeit. Nur wenige herausragende Repräsentanten seien wenigstens benannt: Maxim Biller (geb. 1960), Doron Rabinovici (1961), Vladimir Vertlib (1966) oder Lena Gorelik (1981). Benjamin Stein kommt in diesem Kontext jedoch sowohl hinsichtlich seiner Biographie als auch seines Schreibens ein ganz eigener Platz zu, der nach einem ausführlichen Porträt verlangt. Im Zugang zu Werk und Person des Autors legt sich dabei zunächst ein vermeintlicher Umweg nahe.

Der "Fall Wilkomirski"

Im Jahr 1995 veröffentlichte der zum Suhrkamp Verlag gehörende Jüdische Verlag ein Buch, das sogleich größte Aufmerksamkeit auf sich zog, schnell in neun Sprachen übersetzt und mit international renommierten Literaturpreisen ausgezeichnet wurde. In "Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939–1948" erzählte der Autor Binjamin Wilkomirski aus autobiographischer Perspektive und in Fragmenten von einer jüdischen Kindheit in der Zeit des Nationalsozialismus. Er erklärt gleich zu Beginn: "Meine frühen Kindheitserinnerungen gründen in erster Linie auf den exakten Bildern meines fotographischen Gedächtnisses und den dazu bewahrten Gefühlen." Dass es sich um ein auf authentischen Erfahrungen basierendes Buch handelt, stand für die Leseöffentlichkeit fest.

Aufgewachsen in Lettland, habe der Verfasser des Buches schon in frühem Alter die Ermordung eines Mannes mit ansehen müssen, möglicherweise seines Vaters. Dem Kind sei die Flucht geglückt, es habe sich eine Zeit lang zusammen mit seinen Brüdern auf einem Bauernhof in Polen verstecken können, sei dann aber entdeckt worden. Es habe zwei Konzentrationslager erleben und überleben müssen – in späteren mündlichen Erläuterungen nannte Wilkomirski die Namen Majdanek und Auschwitz –, bevor es nach Kriegsende befreit worden sei. Das war jedoch noch nicht das Ende seines kindlichen Martyriums. Über ein Waisenhaus in Krakau habe man den Jungen in die Schweiz gebracht, dort sei er adoptiert und von seiner Pflegemutter immer wieder übel malträtiert worden. Seine Pflegeeltern hätten

⁴ Vgl.: Andrea Heuser: Vom Anderen zum Gegenüber. 'Jüdischkeit' in der deutschen Gegenwartsliteratur. Köln 2011.

⁵ Binjamin Wilkomirski: Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939–1948. Frankfurt a.M. 1995, S. 7.

ihm seine wahre Herkunft verschwiegen. Nur mühsam habe er sich durch Tabus und Verschweigungsmauern hindurch später wenigstens Bruchstücke seiner Identität erschließen können. Zur Vernichtung der Kindheit durch die Nationalsozialisten traten also noch erschwerend die Vernichtung der Erinnerung und die Verweigerung des Zugangs zur eigentlichen Identität.

Wilkomirskis eindrückliches, in seiner lakonischen Erzählart schockierendes Buch erreichte sofort ein großes Lesepublikum. Der Autor wurde zu zahllosen Lesungen eingeladen, in denen er seine Erinnerungen um immer wieder neue Details ergänzte und präzisierte. Er trat in mehreren Fernsehsendungen auf und galt als einer der wichtigsten Zeugen jüdischer Vernichtung im Nationalsozialismus. Seine Geschichte ging vor allem deshalb um die Welt, weil man sie für authentisch hielt. Im Nachwort zu diesem Buch hatte der Autor keinen Zweifel an diesem Anspruch gelassen:

"Ich schrieb diese Bruchstücke des Erinnerns, um mich selbst und meine früheste Vergangenheit zu erforschen. [...] Ich habe noch als Kind eine neue Identität erhalten, einen anderen Namen, ein anderes Geburtsdatum, einen anderen Geburtsort. [...] Ich schrieb in der Hoffnung, dass vielleicht Menschen in vergleichbarer Situation auch die nötige Unterstützung und Kraft finden, ihre traumatischen Kindheitserinnerungen endlich in Worte zu fassen und auszusprechen."

Umso drastischer schlug ein Artikel ein, den die Wochenzeitung "Die Weltwoche" am 27. August 1998 veröffentlichte. Der schweizerisch-jüdische Autor Daniel Ganzfried (geb. 1958), selbst ein Sohn von Überlebenden der Shoah, Verfasser des 1995 erschienenen Romans "Der Absender" um die Identitätssuche eines ungarischen Juden, behauptete darin, Binjamin Wilkomirski sei ein Scharlatan. Sein Buch sei von der ersten bis zur letzten Seite freie fiktionale Erfindung. Der Autor sei in Wahrheit 1941 im schweizerischen Biel als Bruno Grosjean und Sohn einer unverheirateten einfachen Arbeiterin geboren worden, habe einige Zeit in einem Waisenhaus verbracht, bevor er von einem wohlhabenden kinderlosen Ehepaar adoptiert worden und unter dem Namen Bruno Dössekker aufgewachsen sei. Er habe eine Ausbildung als Klarinettist abgeschlossen, sei Instrumentenbauer und lebe in der Deutschschweiz. Sein Buch aber sei im Anspruch auf Authentizität eine Fälschung.

Dieser Beitrag löste heftige internationale Diskussionen aus. Anhänger Wilkomirskis verteidigten ihn zunächst, mussten dann aber nach und nach einsehen, dass Ganzfrieds Anschuldigungen im Kern zutrafen. Ein unparteiischer Zürcher Historiker, Stefan Mächler, legte eine distanzierte Studie vor, die Punkt für Punkt die wesentlichen Enthüllungen Ganzfrieds bestätigte, der seinerseits 2002 unter dem Titel "Die Holocaust-Travestie" einen – literarisch entfalteten – Rückblick auf seine Erfahrungen im Rahmen dieser Wirren vorlegte⁷. Sein Urteil ist eindeutig: "Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Elemente seiner Geschichte sowohl in sich als auch in ihrem Bezug zur historischen Realität voller Widersprüche sind. Vor allem sind sie unvereinbar mit seiner biographischen Realität."

Wie konnte es dazu kommen, dass ein Schweizer sich so in eine jüdische Fremdexistenz hineinphantasieren konnte, dass er selbst seine Berichte ganz offensichtlich für authentisch hielt? Zum Anlass wurde offenbar eine Psychotherapie bei dem jüdischen Psychologen Elitsur Bernstein, der folglich im Fahrwasser der Affäre Wilkomirski mit in den Strudel der öffentlichen Diskussion gerissen wurde. Wie funktioniert Erinnerung? Ist sie verlässlich, manipulierbar, austauschbar? Wo endet Einbildung, wo beginnt die bewusste Lüge? Wie bildet sich erinnerte Identität? Kann eine Erinnerung ein eigenes Wahrheitsbewusstsein schaffen, völlig unabhängig von historischer Faktizität? Und wie verbinden sich diese Fragen mit einer spezifisch jüdischen Existenz im 20. und 21. Jahrhundert? - Diese Fragen werden seitdem in literaturwissenschaftlichen wie psychologischen Studien im Blick auf Wilkomirski/Dössekker diskutiert. Und genau diese Fragen sind es auch, die in "Die Leinwand" aufgenommen werden. Verblüffend, wie genau die Konstellation um Wilkomirski/Dössekker, Daniel Ganzfried und Stefan Mächler aufgenommen wird – und wie völlig eigenständig der Roman sich dennoch präsentiert.

"Die Leinwand" - Zwei Geschichten, ein Buch

"Die Leinwand" war eines der meist diskutierten Bücher der literarischen Saison des Jahres 2010, und das in doppelter Hinsicht: einerseits über den Autor Benjamin Stein (geb. 1970) und sein litera-

⁷ Daniel Ganzfried: Die Holocaust-Travestie. Erzählung. In: Sebastian Hefti (Hg.): ... alias Wilkomirski. Die Holocaust-Travestie: Enthüllung und Dokumentation eines literarischen Skandals. Berlin 2002, S. 17-154.

⁸ Stefan Mächler: Der Fall Wilkomirski. Über die Wahrheit einer Biographie. Zürich 2000, S. 287.

risches Verfahren der Integration heutiger jüdischer Lebenswelt in die zeitgenössische Erzählwelt, andererseits über die formale Konzeption des Romans. Erzählt werden gleich zwei jeweils in der Ich-Perspektive präsentierte Geschichten: die von Jan Wechsler und die von Amnon Zichroni. Das Buch hat zwei Titelseiten, und so kann man es von beiden Seiten aus lesen. Es gibt kein vorn und hinten, zwei Seitenzählungen (W. und Z.) führen in die Mitte, zwei Erzählfäden werden aufeinander zu in ein dichtes Erinnerungsgewirr gesponnen. Und der Leseeindruck wird gewiss davon bestimmt, mit welcher der beiden erzählten Geschichten man die Lektüre beginnt. Als mögliches Vorbild mögen Lehrwerke aus den Talmudschulen gedient haben, die von der einen Seite aus auf Deutsch, von der anderen aus auf Hebräisch zu lesen sind. Und es gibt sogar noch eine dritte Lesemöglichkeit: Man liest das erste Kapitel, dreht danach das Buch um zur Lektüre des Gegenstartkapitels, dann zum zweiten Kapitel der ersten Geschichte und immer so fort. Nur eine Masche, nur ein launischer Trick?

Im Zentrum des Buches stehen die Fragen nach Identität, nach der Zuverlässigkeit und Glaubwürdigkeit von Erinnerung, nach der Möglichkeit des Rollenwechsels - insofern entspricht die ungewöhnliche Form des Buches seinem Thema. Da ist zunächst (mit sprechendem Namen) Jan Wechsler, ein 1965 in Berlin-Friedrichshagen geborener und aufgewachsener, seit 1995 in München als IT-Spezialist, Verleger und Autor lebender orthodoxer Jude, der eines Tages im Jahre 2008 einen Koffer zugestellt bekommt, der ihm zu gehören scheint, an den er sich aber nicht erinnert. Mehr und mehr gerät seine Identität in Frage: Ist er wirklich, wie er und auch seine Frau glauben, in Ostberlin aufgewachsen? Hat er wirklich nach einer zunächst geplanten, dann aber wegen mangelnder Körpergröße zwangsläufig aufgegebenen Sportlerkarriere als 15-Jähriger einen Halt im Judentum gesucht und gefunden? Hat er tatsächlich lange Zeit von einem Lottogewinn in Wohlstand gelebt, sich dann verspekuliert, um nun seine Frau und die zwei Kinder mehr schlecht als recht über die Runden zu bringen?

Als er den Koffer nach langem Zögern öffnet, findet er Gegenstände, die ihm völlig fremd vorkommen: Bücher von einem Autor, der seinen Namen trägt, Zeitungsauschnitte, ein Manuskript, dünne Baumwollhandschuhe, einen Edelstein. Er schreibt an den Verleger jenes Buchautors, der seinen Namen trägt, trifft sich mit ihm, muss aber beschämt und zunehmend verwirrt feststellen, dass dieser ihn genau kennt. Er ist offenbar jener Jan Wechsler, an den er sich nicht zu erinnern scheint. Selbst seine Tochter erkennt ihn auf

einem der alten Zeitungsfotos aus dem Koffer. Er ist ein in "Ramat Gan, Israel" geborener, jedoch seit 1968 mit seiner Bern-Deutsch sprechenden Mutter in der Schweiz lebender Autor und Journalist mit Schweizer Pass. Vor Jahren hatte er zunächst in einem Artikel, dann im nachgeschobenen und sehr erfolgreichen Buch mit dem Titel "Maskeraden" einen Skandal um das vermeintlich authentische Erfolgsbuch eines Shoah-Überlebenden aufgedeckt. Nun hat er offenbar seine Identität so stark verändert, dass er selbst an diese andere Identität glaubt. Wie Wechsler, so wird auch den Lesenden diese Identität erst allmählich deutlich. "Die Biographie, an die ich mich heute erinnere, ist die Legende, die ich selbst aufgebaut habe. In meinem ersten Buch habe ich sie als Geschichtenbilderbogen aufgefächert und sie später für mich selbst adoptiert" (W. 137), so wird ihm klar.

Der Koffer war Jan Wechsler nach einer Israelreise zugestellt worden. Also macht er sich erneut nach Israel auf, um dort das Geheimnis der vertauschten Identität aufzudecken und endgültig Sicherheit zu erhalten über offene Fragen hinsichtlich seiner Biographie, aber auch im Blick auf einige Gegenstände aus dem Koffer, die er keiner seiner beiden Vergangenheitsversionen zuordnen kann. In Israel freilich wird er am Flughafen abgefangen und einem Verhör unterzogen, konfrontiert mit dem Verdacht, bei seiner letzten Israelreise ein zunächst noch unklares Verbrechen begangen zu haben.

Showdown an der Mikwe

In Israel verbinden sich die beiden Erzählfäden. Hierhin zielt auch die zweite Geschichte. In ihrem Zentrum steht Amnon Zichroni. Er wächst als Kind strenggläubiger israelischer Juden in Jerusalem auf, wird jedoch als Jugendlicher wegen seiner starken Neigung zu weltlicher Literatur zu einem "Onkel" genannten Freund seines Vaters in die Schweiz geschickt. Nach Schulabschluss und Ausbildung an einer Talmudschule in den USA nimmt er an der Yeshiva University in New York das Studium der Medizin auf. Zurück in Zürich lässt er sich als Psychoanalytiker nieder, übernimmt jedoch gleichzeitig eine Stelle am Freiburger "Institut für Parapsychologische Studien und Grenzgebiete der Psychologie". Denn genau hier – im Bereich der Grenzgebiete der Psychologie – liegt Zichronis besonderes Interesse. Er verfügt über eine besondere Gabe, eine Art sechsten Sinn.

⁹ Benjamin Stein: Die Leinwand. München 2010, W. 115. Fortan: Beleg mit Seitenzahlen im Text nach dieser Ausgabe.

Durch Berührung kann er Menschen in die tiefste Seele sehen, ihre Erinnerungen real vor Augen haben, ja, unmittelbar miterleben. Mehr und mehr spürt er freilich, dass ihn selbst diese Erfahrungen tief verstören. Er schafft sich ein paar dünne Baumwollhandschuhe an, um die unmittelbare Berührung mit Menschen – und die damit unweigerlich mögliche Übertragung ihrer Erinnerungsbilder auf ihn – zu vermeiden.

In der Schweiz trifft Zichroni auf den Geigenbauer Minsky, der ihm schleppend von den Erinnerungen an seine Kindheit in Konzentrationslagern, von grauenhaften Erfahrungen erzählt. Ohne dass Minsky offiziell sein Klient würde, versuchen sie gemeinsam, die Erinnerungen aufzuarbeiten, Details zu recherchieren, die bedrückende Vergangenheit fassbar zu machen. Zichroni ermuntert Minsky dazu, seine traumatische Kindheit niederzuschreiben. Als Minsky daraus ein Buch machen will, rät der Psychoanalytiker ab. Bei einer vorsichtigen direkten Berührung taucht er in eine Erinnerung seines Gegenübers ein, die Zweifel an der Authentizität des Erzählten aufkommen lassen. Zichroni bleibt unsicher. Als Minsky das Buch dennoch unter dem Titel "Aschentage" publiziert, erlebt es einen sensationellen Erfolg. Der Autor wird gefeiert, preisgekrönt, wird zur viel beachteten öffentlichen Person.

Hier laufen die Erzählstränge der beiden erzählten Geschichten zusammen. "Aschentage" ist genau jenes Buch, das Jan Wechsler als Fälschung entlarvt hat, möglicherweise angetrieben von gekränkter Eitelkeit, weil ein von ihm zeitgleich publiziertes Buch fast unbemerkt geblieben war – beide wurden sogar auf einer gemeinsamen Lesung bei der Leipziger Buchmesse 1996 präsentiert, Wechsler besitzt ein Exemplar von Minskys Buch mit der Widmung: "Für Jan Wechsler in Freundschaft" (W. 99). "Er selbst hatte annehmen müssen, im Rummel um Minsky völlig übersehen worden zu sein" (Z. 184), räsoniert Amnon Zichroni im Nachhinein.

Das Ergebnis dieser Verwicklungen? Es gab einen großen, internationales Aufsehen erregenden Skandal, der am Ende gleich drei Opfer zurückließ. Gleich drei Identitäten brechen an dieser Erfahrung zusammen: Der Schweizer Journalist Wechsler flüchtete sich in die als Realität eingebildete Fremdbiographie; der für die "Fälschung" Minskys mitverantwortlich gemachte Psychoanalytiker Zichroni (ver-)zweifelt an seinem sechsten Sinn, verliert seinen guten Ruf und die Stelle am Freiburger Institut, zieht sich verbittert in eine jüdische Siedlung in der Westbank zurück; der viel geschmähte Minsky schottet sich völlig von der Welt ab und lebt zurückgezogen im Vallée de Joux im Schweizer Jura.

Das aber ist noch nicht das Ende der Erzähllinien: Wechsler und Zichroni treffen noch einmal aufeinander, in einem dramatischen, jeweils offen bleibenden Finale. Bei Wechslers rund ein halbes Jahr zurückliegendem letztem Israelbesuch hatte er den Wunsch geäußert, einmal einen Shabbat in einem traditionell-orthodoxen Rahmen in einer der jüdischen Siedlungen in der Westbank zu erleben. Man verweist ihn ausgerechnet und ahnungslos an Zichroni. Wechsler ist sich nicht bewusst, den Psychoanalytiker aus dem Minsky-Fall vor sich zu haben, hatte ja kaum etwas direkt mit ihm zu tun. Zichroni hingegen erkennt den Mann, der sein eigenes Leben und das seines Freundes Minsky zerstört hat, sofort. Brillant wird erzählt, wie unterschiedlich beide die quälend belastende Zeit miteinander erleben und erinnern.

Dann jedoch kommt es zum dramatischen Höhepunkt, zum kriminalistisch zugespitzten Entscheidungskampf: In einer Mikwe, dem rituellen jüdischen Tauchbad, einem Sinnbild für Reinheit und Verwandlung, ereignen sich an zwei verschiedenen Zeitpunkten zentrale Handlungswenden, aber welche? Hat Wechsler dort Zichroni ermordet, ist anschließend in dessen Wohnung eingebrochen und hat von dort einige jener Gegenstände entwendet, die sich dann in seinem Koffer finden? - Darauf deuten einige Hinweise. Oder hat umgekehrt Zichroni versucht, Wechsler in dieser Mikwe zu ertränken und ist danach verschwunden? Wie aber kommen dann die Gegenstände in Wechslers Koffer? Und mehr noch: Als der zuständige Untersuchungsbeamte mit Wechsler sechs Monate später zum Ort des Geschehens zurückkehrt, um den Tathergang zu rekonstruieren: Bricht sich Wechsler da bei einem Sprung in die nun leere Mikwe das Genick? Doch wie ist es möglich, dass Wechsler wie Zichroni nach all diesen – möglichen – Ereignissen später ihre jeweilige Geschichte erzählen können? Diese Fragen bleiben letztlich unbeantwortet.

Literarisch überzeugt vor allem die konsequente Umsetzung der unterschiedlichen Erzählstile: Zichronis Geschichte wird linear erzählt, der Chronologie folgend, in strukturierten und kohärenten Sinnfolgen und klarem, eher nüchternem Ton. Genau das entspricht den Grundzügen seines Persönlichkeitsprofils. Ganz anders bei Wechsler. In seiner Erzählung springen wir Lesende vor und zurück und zur Seite. Flashbacks oder Zooms lassen an Anklänge aus der modernen Filmtechnik denken. Eher mosaikartig erschließt sich allmählich eine Geschichte, die aber letztlich in Vielem unklar bleibt. Entscheidend: Genauso sprunghaft und unsystematisch wie diese Erzählung ist die präsentierte Person. In beiden Fällen entspricht die literarische Präsentation der dargestellten Figur. Und je

nachdem, mit welcher der beiden Geschichten Lesende einsteigen, werden sie einen unterschiedlichen literarischen Stil als Grundton abspeichern.

Ein erstaunlicher, raffiniert und vielfach kunstvoll konstruierter Plot, eine faszinierende literarische Strategie: Die beiden aufeinander zu laufenden Erzählungen klären in ihren Doppelperspektiven tatsächlich viele Fragen, die zunächst in Einzelperspektivität offen bleiben. Beim Lesen der jeweils zweiten Geschichte erkennen die Lesenden zahlreiche Anspielungen, die ohne die zuvor gelesene Geschichte rätselhaft blieben. Auch lösen sich viele Unklarheiten und Rätsel auf. Die zentralen Fragen bleiben jedoch ungeklärt. "Erinnerung aber ist unbeständig, stets bereit, sich zu wandeln" (Z 7). Die Leser dieses Romans müssen bereit sein für ein verwirrendes postmodernes Spiel um Identität und Vergangenheitsrekonstruktion, werden dafür aber reich belohnt. Ein Roman, ausgezeichnet mit dem Tukan-Preis – jährlich verliehen für die beste belletristische Neuerscheinung eines Münchner Autors –, den man gewiss mindestens zweimal liest!

Der 'Fall Wilkomirski' speist ganz offensichtlich zentrale Grunddaten in den Plot dieses Romans ein. Die Parallelen sind augenfällig: Minsky trägt Züge Wilkomirskis; Zichroni greift die Figur des Psychoanalytikers Elitsur Bernstein auf; Wechsler – die eindeutig am freiesten ausgestaltete Figur – erinnert zumindest an Daniel Ganzfried. Und selbst der reale Historiker Stefan Mächler wird in das Buch hinein genommen, als Transformation taucht in "Die Leinwand" mit ähnlicher Aufgabe ein "Hans Macht" als Autor des Buches "Die Akte Minsky" (W. 86) auf. Sogar die gemeinsame Lesung von Jan Wechsler und Minsky hat eine realistische Grundierung, wie Stein – angefragt auf den 'Fall Wilkomirski' – im Gespräch offen legt: "Ich habe 1996, einige Monate nachdem sein Buch 'Bruchstücke' und auch mein erster Roman erschienen waren, mit ihm auf der Leipziger Buchmesse gelesen. Wir haben uns lange und angeregt unterhalten." 10

Und dennoch bildet all das letztlich nur den Hintergrund der beiden fiktional entfalteten Lebensgeschichten. Wie funktioniert Erinnerung? Was ist Lüge, was geschönte Version, was Wahrheit, was für wahr erachtete Erfindung? Und wie bildet sich aus diesen Fragmenten Identität? Wie lässt sich – wenn überhaupt – ein mystisch-religiöser Zugang zur Wirklichkeit mit einer naturwissenschaftlich-rationalen Weltsicht vereinbaren? Das sind die Fragen, um die dieser Roman kreist.

¹⁰ Eva-Elisabeth Fischer: Die Qual, geschichtslos zu sein. Ein Gespräch mit Benjamin Stein. In: Süddeutsche Zeitung vom 7.12.2010.

Orthodoxes Judentum heute: ein Blick auf den Autor

Ein große Teile der Leseöffentlichkeit verblüffender Zug von "Die Leinwand" liegt dabei in der Selbstverständlichkeit, mit der eine in der Gegenwart spielende jüdische Geschichte in Deutschland und der Schweiz erzählt wird. Nicht ganz selbstverständlich, denn in der Mitte des Buches findet sich ein seitenlanges "Glossar" jüdischer Begriffe, die in den Geschichten miterzählt werden. Überhaupt: Ein zentraler Themenstrang ist das Leben heutiger orthodoxer Juden in Deutschland (und der Schweiz). Hier geht es freilich nicht um die Vermittlung mühsam zu lernenden Bildungswissens in Sachen "Judentum heute", sondern um eine Erzählung, die im Kontext gelebten Judentums spielt. Überraschend vor allem: Benjamin Stein konfrontiert uns mit dem gelebten orthodoxen Judentum mitten in unserer Gesellschaft.

Von da aus legt sich die Frage nach dem Autor nahe, ohne das Buch auf autobiographische Spuren reduzieren zu wollen. Es ist zunächst und vor allem ein großartiger und herausfordernder Roman, also fiktionale Literatur. Gleichwohl ist eine Rückfrage nach der Person des Autors gerade bei einem solchen Buch legitim. Der Autor verwahrte sich lange gegen diese aus seiner Sicht ungebührliche Neugier, gegen dieses "Eindringen des öffentlichen Interesses in die Privatsphäre von Literaten"¹¹, hat jedoch zunehmend erkannt, dass das Interesse der Öffentlichkeit eine gewisse Berechtigung hat. Benjamin Stein betreibt einen interaktiven literarischen Weblog, von dem aus sich ein breites Spektrum unterschiedlichster Textwelten erschließt, darunter ein tabellarischer Lebenslauf und zwei ausführlichere autobiographische Texte¹².

1970 geboren und dann aufgewachsen in Ostberlin wendet sich Benjamin Stein – ein erst mit sechzehn Jahren, dann 1988 offiziell eingetragener, selbst gewählter Name – nach dem 1989 abgelegten Abitur dem Studium der Judaistik und Hebraistik in Berlin zu. Er stammt freilich nicht aus einer jüdischen Familie, lediglich über die Großeltern väterlicherseits gibt es eine (nach orthodoxen Kriterien nicht relevante) Erblinie. Gelebt wurde ein religiöses Judentum in seiner Familie in den beiden Vorgängergenerationen nicht. Im Weblog erklärt er kategorisch gegen anders lautende Charakterisierungen in

¹¹ Benjamin Stein: Der Autor als Seelenstripper vom 3.6.2010. Blogbeitrag auf www.turmsegler.net. Online unter: http://turmsegler.net/?s=Seelenstripper

¹² Ebd., dort auch vom 14. 6 2010: Familiengeschichte. Die Folgenden nichtmarkierten Zitate im Text stammen aus diesen beiden Texten.

den Medien: "Meine Eltern sind nicht jüdisch. Punkt. Das steht außer Zweifel." Und weiter: "Wenn es jüdische Vorfahren gab, dann über die Väterlinie, und jeder dieser Männer hätte die Verbindung zur Religion weit von sich gewiesen."

1991 konvertiert Stein offiziell zum reformierten. 2004 zum orthodoxen Judentum, nach dessen Regeln er bereits lange gelebt hatte, das den ersten Eintritt ins Judentum jedoch nicht anerkannte. Den Begriff Konversion lehnt Benjamin Stein dabei ab, weil es "keine Konfession gab, von der ich hätte konvertieren können oder müssen". Mit seinem mit sprechendem Namen versehenen Protagonisten Jan Wechsler teilt er die Erfahrung, seine Identitäten "wechseln' zu müssen. "Den Namen zu wechseln, zunächst als Autor, später auch im gesamten bürgerlichen Leben, kam mir wie eine zwingende Notwendigkeit vor", erklärt er in dem im Netz veröffentlichten Text "Familiengeschichte", in dem er weiter ausführt: "Ich wollte mich emanzipieren – von den Toten, vom Exil, von der Staatskarosse und seinem stolzen Insassen. Es ist ebensowenig ein persönliches Verdienst, Nachkomme von ,Opfern' zu sein, wie es eine persönliche Schuld ist, Nachkomme von 'Tätern' zu sein. Ich wollte selbst bestimmen, wer ich sein würde – als Autor, als Mensch, Ich wollte selbst bestimmen. Das kann ein Name allein nicht leisten. Aber er hilft dabei."

Tief beeindruckt vom Besuch bei einer Familie, die in Zürich ein selbstverständliches orthodoxes Leben praktiziert, sei er ins Nachdenken gekommen. "Als ich zum ersten Mal in meinem Leben über eigene Kinder nachdachte, habe ich mir gewünscht, dass sie mit einem solchen jüdischen Selbstverständnis groß werden sollen"¹³, sagt er in einem Gespräch mit der "Jüdischen Allgemeinen". Gleich dreimal durfte/musste er seine Frau heiraten, wie er selbst schreibt: "bürgerlich (2001), reformiert (2002) und dann noch einmal orthodox (2004)". Von 2004 bis 2011 war der zweifache Vater als "Gabbai", als Vorbeter, in der orthodoxen Synagoge in München tätig. Zehn Jahre lang lebte er mit seiner Familie dort nach den strikten Regeln jüdischer Orthodoxie.

Nach dem Zerbrechen der Familie, nach der Scheidung von seiner Frau und dem Aufgeben der bislang prägenden religiösen Lebenspraxis und dem religiösen Amt befindet sich Benjamin Stein derzeit in einer Phase der suchenden Neuorientierung, die sich auch im lite-

^{13 &}quot;Ich habe mich aus einer großen Leere gerettet." Der Schriftsteller Benjamin Stein über seinen Weg zur Orthodoxie, jüdische Tradition und Softwaresysteme. Gespräch mit Philipp Peyman Engel. In: Jüdische Allgemeine vom 24.1.2011. Online abrufbar unter www.juedische-allgemeine.de/article/view/id/9527.

rarischen Werk niederschlägt. Dass Biographie und fiktionale Romanwelt miteinander verbunden sind, zeigt sich etwa in dem für "Die Leinwand" zur Verfügung gestellten Pressefoto. Es zeigt ihn – seinem damaligen Leben entsprechend – ganz und gar im Stil eines orthodoxen Religionsschülers: mit rasiertem Schädel, überdimensionierter Kippa und bleichem Gesicht.

Von den Grenzen zwischen Realität und Fiktion

Derartige Überlappungen von Biographie und fiktionaler Welt, das Spiel damit, dass "die Grenze zwischen Realität und Fiktion [...] mäandernd inmitten der Sprache verläuft, getarnt, unfassbar – und beweglich" (W. 14), finden sich auch im Roman selbst. So wird in "Die Leinwand" Jan Wechslers Debütroman beschrieben als "Bilderbogen wilder Geschichten", als "Saga zweier Familien" (W. 78) – mit verblüffenden Übereinstimmungen bis hin zu den Familiennamen Marková und Regensburger in Benjamin Steins eigenem Debütroman. 14 Die Presse stellte "Die Leinwand" zum Teil als Erstlingswerk seines Autors vor, tatsächlich hatte Stein jedoch bereits 1995 – im selben Jahr zog der Autor von Berlin nach München – einen Roman vorgelegt: "Das Alphabet des Juda Liva", das zwei Jahre später als Paperback bei DTV erschien und durchaus eine eigene Aufmerksamkeitsgeschichte erfahren hatte.

Das Buch erweist sich als eine phantasmagorisch-ideenüberquellend-skurrile doppelte Familiengeschichte, einerseits gespeist aus Anklängen an die eigene Familiengeschichte des Autors, vor allem aber literarisch versetzt mit Motiven aus Michail Bulgakows Weltroman "Der Meister und Margarita" – ein Bezug, der gleichfalls in "Die Leinwand" bewusst bestätigt wird als ein Buch, dass Amnon Zichroni in nur einem Tag "verschlungen hatte" (Z. 59). Diese Stränge werden verwoben mit kabbalistischer Zahlen-, Buchstaben- und Wortmystik oder jüdischen Erzähltraditionen um den Rabbi Löw und den Golem. "Was ich erzähle, geschieht, nicht umgekehrt"¹⁵, gibt eine der Hauptfiguren den Lesenden als Grundzugang zum Erzählwerk von Benjamin Stein vor. Hier werde "die Phantastik als kulturelles Gedächtnis inszeniert", um "die gegenwärtige jüdische Kultur mit ihrer

¹⁴ Schon 1989 (der Autor ist 19!) war der Teil eines ersten Romanversuchs unter dem Titel "Der Libellenflügel" in der DDR-Literaturzeitschrift "Temperamente. Blätter für junge Literatur" erschienen: Bd. 4/1989, S. 59–78.

¹⁵ Benjamin Stein: Das Alphabet des Juda Liva. Roman. Zürich 1995, S. 18.

vergessenen und verlorengegangenen kabbalistischen Tradition"¹⁶ zu konfrontieren, so die Germanistin Dorothee Gelhard.

Ein von magischem Surrealismus überquellend gewaltiges, aber erzählerisch letztlich wohl zu gewolltes Debüt, das der Autor hier vorlegte. 15 Jahre später erinnerte sich zunächst kaum jemand an den Erstling, auch deshalb, weil der Autor zwischendurch literarisch nur wenig aufgefallen war. Im Jahr 2008 war ein – kaum beachteter – zweiter Roman erschienen, "Ein anderes Blau". Nach dem Achtungserfolg des ersten Romans hatte sich Stein zunächst einer Karriere im Computerbereich gewidmet, war technischer Redakteur, Korrespondent und Herausgeber diverser IT-Fachzeitschriften, arbeitet nun seit vielen Jahren hauptberuflich als Freischaffender im Business Consulting Bereich. Nebenberuflich ist er vielfältig im literarischen Betrieb aktiv, unter anderem als Lyriker, Mitherausgeber einer Literaturzeitschrift oder Inhaber des Autorenverlags "Edition Neue Moderne". Letztlich aber trifft der Grundton der öffentlichen Wahrnehmung zu: Erst mit "Die Leinwand" betritt Benjamin Stein die breite Öffentlichkeit der Feuilletons, die sein Werk verblüfft-bewundernd wahrnimmt und darin vor allem das Judentum als literarische Gegenwartswelt neu entdeckt.

Dass diese Wahrnehmung im Blick auf den Autor erneut zu kurz greift, wird an Benjamin Steins jüngstem Roman – eher eine Novelle – deutlich, 2012 vorgelegt unter dem Titel "Replay". Hier spielt das Judentum kaum eine Rolle, auch wenn Ed Rosen, der Protagonist, Jude ist. Als Kind teilte er mit vorherigen Steinschen Protagonisten die Faszination für die Magie von Zeichen, mythischen Bedeutungen von Buchstaben und Zahlen. Womöglich "wäre ich religiös geworden"¹⁷ berichtet der Ich-Erzähler. Angesichts eines in seiner äußeren Erscheinung abschreckenden und vor allem als Drohredner auftretenden Bar-Mizwa-Lehrers jedoch verwarf er "diesen Gott ohne Zögern"¹⁸, war er "sofort und für immer für die Sache Gottes verloren"¹⁹.

Erzählt wird in einer Art Fortschreibung von Huxleys "Brave New World" und George Orwells "1984" eine Science-Fiction-artige Zukunftsvision: Es gelingt Forschern Chips zu entwickeln, die man

¹⁶ Dorothee Gelhard: "Mit dem Gesicht nach vorne gewandt". Erzählte Tradition in der deutsch-jüdischen Literatur. Wiesbaden 2008, S. 180. Hier zu diesem Roman S. 177–189.

¹⁷ Benjamin Stein: Replay. Roman. München 2012, S. 12.

¹⁸ Ebd., S. 16.

¹⁹ Ebd., S. 13.

Menschen implantiert, um so sämtliche ihrer Wahrnehmungen speichern zu können. Alle medial möglichen Informationen und Sinneseindrücke stehen so zu ständiger Wiederholung ("Replay") zur Verfügung. Gleichzeitig wird die Welt, in welcher derartig völlige Transparenz herrscht, zu einem gefährlichen totalitären System, das letztlich nicht, wie angestrebt, Leben vereinfacht, sondern dessen Entfaltung gefährdet. Stein selbst bezeichnet das Buch in einem Gespräch mit der "Süddeutschen Zeitung" als "Negativ-Utopie darüber, wohin die grenzenlose Kommunikation in der Gesellschaft noch führen kann"²⁰. "Replay" ist ein aus den bereits absehbaren Möglichkeiten der Computerindustrie weitergezeichneter Science-Fiction-Roman, der die manipulativen Gefahren der Entwicklung im High-Tech-Bereich vor Augen führt.

Spiegelungen gelebten Judentums 1: Amnon Zichroni

Benjamin Steins Bücher sind voll von Verweisen auf jüdische Zahlenund Sprachmystik, voll von Anspielungen auf Gestalten und Traditionen der jüdischen Geistes- und Ideengeschichte. Spiegelungen des heute real gelebten Judentums finden sich primär in "Die Leinwand". Während die Amnon Zichroni-Geschichte vor allem die jüdische Lebenswelt im Spannungsfeld von Israel, der Schweiz und den USA miterzählt, nimmt die Jan-Wechsler-Erzählung immer wieder Bezug darauf, wie das gehen kann, heute mitten in der deutschen Gegenwartswelt als orthodoxer Jude zu leben.

Zichroni erzählt von seiner Geburt in "Meah Shearim, Yerushalayim" (Z. 9), also mitten in jenem traditionsreichen Viertel, in dem die ultraorthodoxen Juden leben, eine Gegend, in die seine Eltern mit ihren nur vier Kindern nicht ganz hineinzugehören scheinen. Umso mehr versuchen sie sich anzupassen. Der Vater betreibt ein Geschäft "an der Hauptstraße des Viertels, in dem er ausschließlich Taleisim anbot" (Z. 44), Gebetsschals in allen möglichen Varianten. Auch als die Familie nach der Geburt des jüngsten Kindes, des ersten Sohnes, in das nicht ganz so streng religiös geprägte Nachbarviertel Geula umzieht, wird Amnon "ins Cheder in unserer früheren Nachbarschaft" geschickt, "wo ich lesen und die Arten und Abfolgen der Opfer im alten Tempel lernte" (Z. 11). Ihm war, wie seinem Vater, eine Existenz als observanter orthodoxer Jude in Jerusalem zugedacht. Mit fünfzehn fällt ihm dann jedoch der Schlüssel zu einem stets verschlossenen

20 Vgl.: Eva-Elisabeth Fischer: Die Qual, geschichtslos zu sein. a.a.O.

Zimmer in die Hand, in dem er auf – streng verbotene – weltliche Literatur stößt. Vor allem Oscar Wildes "Bildnis des Dorian Gray" fasziniert ihn.

Er liest es in der Tora-Schule, wird erwischt – ein Skandal! – und muss die Schule verlassen. Sein Vater, einst selbst fasziniert von diesen Lektüren, dann aber entschlossen zu einem Leben als orthodoxer Jude in Jerusalem, schickt den Sohn zu einem Freund in Zürich, der Amnon an Sohnes statt annimmt. Auch fortan verbleibt Amnon jedoch in einer geschlossenen jüdisch-orthodoxen Lebenswelt, nun freilich in einem nichtjüdischen Kontext. Zunächst besucht er die "jüdische Jungen-Schule Beis Sefer Le-Bonim" (Z 31), dann in den USA eine jüdische "Highschool und weiterführende Jeschiwa modernen Zuschnitts in Pekesville, Baltimore" (Z. 35). Dort lernt er über einen Freund, Eli Rothstein, in vielen gemeinsamen Stunden des Talmudstudiums die vielschichtigen Traditionen der jüdischen Mystik kennen, wird aber von ihm auch mit der Bedeutung der Mikwen vertraut gemacht, jener jüdischen Tauchbäder, die "die Kraft besitzen, jegliche Spuren von Zerstörung, insbesondere Spuren des Todes, zu absorbieren wie ein Filter, der destruktive Energien bindet und neutralisiert, ja sogar umwandelt in etwas Konstruktives" (Z. 71). Eli selbst schreibt dem Besuch einer Mikwe nahe Jerusalems - die später zum Ort der Schluss-Szene beider Erzählungen wird – die Heilung von einer schulmedizinisch als unheilbar erklärten Krankheit zu.

Aus der Zeit Zichronis nach Studium und Ausbildung, als er in Zürich als Psychoanalytiker lebt, wird nur wenig erzählt. Als sein Schweizer Ziehvater stirbt, hält sich Zichroni an die jüdischen Trauerbräuche. "Jeden Morgen und jeden Abend ging ich in die Synagoge, um für meinen Onkel Kaddisch zu sagen. In meinen Gebeten aber stritt ich mit dem Ewigen." (Z. 150) Von einem wirklichen Gottzweifel ist freilich nicht die Rede. Liebenswert erzählt wirkt eine Passage über die Vorgabe, dass man an Pessach keinerlei "Chometz", also gesäuerte Nahrungsmittel oder ihre Grundlagen, besitzen durfte. Was aber macht man dann mit solchen Besitztümern, zu denen etwa auch Whiskey zählt? Man behilft sich mit einem so simplen wie effektiven Trick: "Am Morgen vor Erew Pessach erhielt der Rabbiner eine schriftliche Vollmacht" die entsprechenden, sorgsam beiseite geschafften Güter "an einen Nichtjuden zu verkaufen". Und das tat er dann auch: "Ganze Geschäfte, Lagerhallen und sogar Wertpapiere von Weizen-Optionen wechselten jedes Jahr vor dem Fest für einen symbolischen Fixbetrag den Besitzer." Wozu? Nun, am "Tag nach Pessach [...] kaufte der Rabbiner wieder alles zurück, und man war automatisch wieder im Besitz all der Dinge, die man zuvor hatte loswerden müssen" (Z. 158). Eine kleine Nachhilfestunde für Nichtkundige darüber, wie man als religiös observanter Jude in einer modernen Gesellschaft leben kann...

Nach der Aufdeckung des Skandals, nach dem Entzug der Approbation in Europa, zieht sich Amnon Zichroni zurück. "Ich habe in Israel ein kleines Haus mit Grundstück gekauft. Es steht in Ofra, einer Siedlung nordöstlich von Yerushalayim, inmitten der West Bank, umgeben von Mauern, hohen Zäunen und arabischen Ortschaften." (Z. 187) Hier lebt er der unerwarteten Wiederbegegnung mit Jan Wechsler entgegen, die seinem Leben jene letztlich rätselhaft bleibende Wendung geben wird. In Amnon Zichroni tritt uns insgesamt der Lebenslauf einer kosmopolitisch orientierten jüdischen Existenz entgegen, der von Israel ausgeht, nach Israel zurückführt und auf Zwischenstationen in der Schweiz und den USA weitgehend in einer geschlossenen binnenjüdischen Welt verbleibt.

Spiegelungen gelebten Judentums 2: Jan Wechsler

Ganz anders die jüdische Welt Jan Wechslers. Sie zerfällt in zwei Bereiche: In die Jugenderinnerungen, von denen wir am Ende wissen, dass es sich um geborgte, fremde, nicht wirklich erlebte Erinnerungen handelt, und in Beschreibungen seiner Münchner Lebenswelt der Gegenwart. In beide Ebenen fließen Elemente autobiographischer Erinnerungen des Autors Benjamin Stein ein, ganz und gar verwandelt in literarische Fiktion. Wie lebt man heute als orthodoxer Jude in München? "Will man hierzulande Schabbes halten, muss man sich eine Trutzburg bauen" (W. 8), in die man sich zur Einhaltung der Vorschriften und Bräuche zurückziehen müsse, erklärt Wechsler. Schon die Wohnungssuche muss zuallererst nach dem Kriterium erfolgen "in Laufnähe zur Synagoge" zu liegen, denn "was nicht zu Fuß erreichbar ist, bleibt am Schabbes außer Reichweite" (W. 37). Dass ein solches Leben aber sehr wohl möglich ist, dass man sich einrichten kann, wird in "Die Leinwand" sehr deutlich.

Aber wie erinnert sich Jan Wechsler an seine Jugend in Berlin? Mit 16 habe er sich dem Judentum angenähert, erzählt Wechsler in der erfundenen oder – so eine Möglichkeit: von seinem Verleger ausgeliehenen – Erinnerung. Als Jugendlicher habe er "begonnen, die Existenz Gottes für möglich zu halten" (W. 110). Er führt uns in die Welt des Judentums in Ostberlin vor der 'Wende'. "Jüdisch zu sein war im Kleinen Land" – so seine Bezeichnung für die DDR – "eine Variante des ultimativen Andersseins", weshalb er seine Wendung zum Judentum auch lange geheim zu halten versuchte. "Meinen ersten Freitagabendgottesdienst habe ich in der Synagoge in der Rykestraße erlebt"

(W. 128), erzählt Wechsler. Doch wer traute sich dorthin in die Gruppe der so Andersartigen? "Eigenwillig war die Gemeinschaft" (ebd.) und voller Misstrauen ihm, dem Neuling, gegenüber. Von den 300 Mitgliedern, so wird ihm zumindest im Nachhinein klar, waren viele Stasi-Mitarbeiter, deshalb war das Misstrauen untereinander – erst recht Novizen gegenüber – groß: "Es verging über ein Jahr, bis ich Bekanntschaften schloss, noch länger, bis ich Freunde fand." (W. 129)

Nur langsam erschließt er sich die hebräische Sprache und die Traditionen des Kults. Was zeichnete die jüdische Gemeinschaft aus? "Die einzige Verbindung zu dem, was uns hätte ausmachen können, waren die alten Gebete und die Überreste einer Tradition, von der die meisten von uns kaum etwas wussten. Es herrschte das Gefühl, bei sich selbst in der Fremde zu sein" (ebd.). Erst nach seinem Umzug nach München fand Wechsler seinen Angaben zufolge eine Heimat in der Welt des Judentums. Faszinierend zu lesen, wie er in die Welt des orthodoxen Judentums hineinwuchs, gerade angesichts der ironischen Brechung durch die Erzählperspektive, dass diese Erinnerung sich als eine geborgte und erfundene herausstellt.

Zum grundlegenden Lehrer wurde ihm dabei der "Maschgiach" der Gemeinde, der Aufseher über die koscheren Küchen und Metzgereien. Zwei Jahre lang konnte er bei ihm, "Ariel", alles Wichtige erfahren: "Was ich über Torah, Talmud und die Kabbala weiß, habe ich von ihm gelernt." (W. 141f.) Von ihm lernte er die "Brachot" (W. 144), die Segenssprüche, mit ihm verbrachte er die "Schabbes-Nachmittage" (W. 143). Von ihm erfährt er den Sinn des Tragens einer Kippa, schließlich "spricht man keinen Segen aus mit unbedecktem Kopf". Und folglich gewöhnt er sich das Tragen an: "Also setzte ich eines Tages die Kippa nicht mehr ab, wenn ich auf die Straße ging" (W. 146). Ariel schenkt ihm die ersten Tefellin, die Gebetsriemen, und zeigt ihm, wie man sie sich anlegt. Dann ist alles dafür bereit, mit einem Tauchbad in der Mikwe die offizielle Bestätigung der Zugehörigkeit zum Judentum zu erlangen. Nüchtern-real im Kontext einer heutigen deutschen jüdischen Gemeinde wird eine Tevila erzählt, das rituelle Bad durch vollständiges Untertauchen in einer Mikwe:

"Die Mikwe befand sich im Keller neben dem Raum mit den Heizungskesseln. Es war schwül dort, und es roch muffig. Der Raum war in schwaches gelbes Licht getaucht. Ein Geländer aus Stahl führte um das Becken herum. Ich hatte ein Handtuch dabei und die Tefellin, die Ariel mir geschenkt hatte. Ich deponierte alles im Vorraum, der mit Gerümpel vollgestellt war, auf einem ausrangierten, abgewetzten Stuhl. Dann zog ich mich aus. Ariel hatte mir die Prozedur erklärt. Wenn jemand wie ich zum Ewigen zurückkehre, sei das Un-

tertauchen in der Mikwe, als stünde man mit den Vorvätern am Berg Sinai, als sie die Torah empfingen. Nichts würde mehr gelten von dem, was gewesen war. Aus dem Wasser steige man auf als ein neuer Mensch. Als wir in den Monaten zuvor die Gesetze studiert hatten, die sich mit Konversionen befassten, war Ariel noch einmal auf die Ansichten (...) zur Seelenwanderung zu sprechen gekommen. Tritt ein Fremder ein in den Bund, erhält er mit der Tevila einen neuen Namen. Er erhält auch neue Vater- und Mutternamen. Das Band der Generationen wird zerschnitten und ein neues geknüpft. Den Namen zu wechseln, ändert das Schicksal, die Zukunft und die Vergangenheit. Die Weisen waren der Ansicht, dass nicht nur bei der Geburt eine auf die Rückkehr in die Welt wartende Seele in einen neuen Körper übergehen kann, sondern auch während der Tevila eines Konvertiten. In gewisser Weise, meinte Ariel, gelte dies auch für einen, der zum Ewigen heimkehrt" (W. 147f.).

Identitätswechsel, Namenswechsel, Wechsel von Erinnerung und Vergangenheit – im Motiv der Tevila bündeln sich die Grundmotive des Romans. Kaum überraschend, dass das Motiv der Mikwe in beiden Erzählsträngen eine wichtige Rolle spielt. Und kaum überraschend, dass Jan Wechsler auch schon vor der Erkenntnis, mit dem vermeintlich anderen Jan Wechsler identisch zu sein, dieses Motivbündel selbst auffällt: "Ich habe Erfahrung darin, ein Leben für ein anderes aufzugeben", sinniert er. "In diesem Punkt trifft sich die Geschichte von Wechsler mit meinen Erinnerungen" (W. 149). Man kann hinzufügen: In diesem Punkt trifft sich auch die Biographie des Autors Benjamin Stein – auch dies ja ein selbst zugelegter Namen – mit den Erfahrungen seiner literarischen Figuren.

"Leinwand" als Grundmetapher

Die Geschichte Jan Wechslers ist die Geschichte eines Aufklärers, der die vermeintliche Autobiographie eines anderen als Fälschung entlarvt, sich danach aber selbst in eine Scheinbiographie flüchtet und diese eben so sehr für real hält, wie dies sein vorheriges "Opfer" getan hatte. Für ihn gilt, was im Roman selbst als Erklärung für den gewählten Titel eingespielt wird. Denn warum trägt der Roman den Titel "Die Leinwand"? Es geht um die unlösbare Verschmelzung aus Erinnerung und Konstruktion, die so stark sein kann, dass sie die tatsächlichen Realitäten "überlagern und verdrängen"²¹ kann.

²¹ Gregor Keuschnig: Benjamin Stein. Die Leinwand. In: www.begleitschreiben.net vom 5.2.2010. Online abrufbar unter: http://www.begleitschreiben.net/benjaminstein-die-leinwand/

Erinnerung? Von Minsky, dem Erfinder falscher Erinnerungen, wird erzählt, sein Leben sei ihm "wie eine Leinwand" vorgekommen, "wie ein überdimensionales verfälschtes Gemälde", das ihm die selbstgestellte Aufgabe aufoktroyierte: "Er trug die Farben ab, um die Grundierung freizulegen, die fünf ersten Jahre seines Lebens, die grob übermalt worden waren" (Z. 176). Jan Wechsler seinerseits schildert wie folgt die plötzlich sekundenschnell aufblitzende Erinnerung an seine Mutter: "Die Erinnerung kam wie ein Flash: Worte aus einem Lautsprecher, inszenierte und auf eine Leinwand projizierte Bilder – wie ein Film" (W. 102).

Und Konstruktion? Man solle – so der Psychiater Amnon Zichroni – den Menschen "die Palette und den Pinsel" in die Hand geben, "mit dem sie auf der Leinwand ihrer Erinnerungen neue Akzente" setzen könnten. Dabei könnte "man selbst ganz zur Leinwand werden, zu einer Projektionsfläche", auf der "mögliche Gegenentwürfe" skizziert und "neue Möglichkeiten" (Z. 152) erprobt werden.

Erinnerung und Konstruktion sind letztlich nur zwei Facetten. zwei unterschiedliche Spielarten der Phantasie. Fasziniert hatte der junge Amnon Zichroni das Titelbild auf Oscar Wildes "Bildnis des Dorian Gray" betrachtet, das den jungen Dandy zeigt, vor der Leinwand eines Bildes sitzend, neben sich eine Staffelei. Was hat er gemalt, wird er malen? Die folgende Ausführung führt doppeldeutig mitten hinein in das Schreibprinzip Benjamin Steins: Da sitzt also ein Maler, der sein Antlitz, seine Identität selbst gestalten darf. "Doch er malte nicht. Er betrachtete vielmehr ein leichtes schwarzes Tuch, mit dem das Gemälde auf der Staffelei verhüllt war, so dass es der Phantasie des Betrachters überlassen blieb, Vermutungen darüber anzustellen, was auf der Leinwand dahinter dargestellt sein mochte" (Z. 15). Enthüllung und Verhüllung, Schilderung und Verschweigen halten sich die Waage. Die "Leinwand" zeigt kein eindeutiges Bild, muss selbst phantasievoll bebildert werden. "Die erzählte Geschichte ist, was am Ende zählt" (W. 178).

Meike D. Schuster | Abseits

Identitätsrealitäten und Integrationshürden jüdischstämmiger Zuwanderer in Bingen am Rhein

Studierende der Katholischen Hochschule Mainz haben 2011 unter der Leitung von Prof. Dr. Eva Maria Schuster fünf im Zeitraum von 1971 bis 2004 im Erwachsenenalter nach Deutschland eingewanderte Mitglieder des 2008 gegründeten Vereins "TIFTUF - Förderverein für jüdisches Leben in Bingen heute" über ihre Lebensgeschichten interviewt. Trotz der nicht repräsentativen, kleinen Gruppe – vor allem Zugewanderte aus Ländern der früheren Sowjetunion - zeigen sich in den Berichten der Befragten Belastungen in Identitätsrealitäten und Integrationshürden, die sie mit vielen jüdischstämmigen Zuwanderern in Deutschland teilen. Aufgrund der geringen Fallzahl und der damit verbundenen leichten Identifizierbarkeit werden die Ergebnissen keiner bestimmten Person zugeordnet oder unpräzise Formulierungen gewählt, wie z.B. Herkunftsland ohne die genaue Angabe des Landes.

Herkunftsfamilien und multiple Ablehnungserfahrungen

Die Rekonstruktion der Lebensverläufe auf der Basis narrativer Erzählungen ergab, dass bei der Mehrzahl der Befragten die Herkunftsfamilien durch antisemitisch motivierte Morde in der Regel während des Zweiten Weltkrieges zerstört und sie selbst als Kinder gerettet wurden. Wo sie in Adoptivfamilien aufwuchsen, entwickelte sich das Verständnis von zwei Herkunftsfamilien. Eine Interviewpartnerin verwendet zwei Namen, die sie je nach Familie gebraucht. In einem anderen Fall heiratete der Vater die Retterin seines Kindes, so dass es zur Gemeinschaft von Herkunfts- und (nicht-jüdischem) Pflegeelternteil kam. Beide Interviewten sprechen heute offen von ihren "zwei Müttern".

Manche der Befragten wurden – aufgrund ihrer jüdischen Herkunft - in ihren Herkunftsländern aus der Sicht der dortigen Bevölkerung als nicht-zugehörig betrachtet: z.B. als "Juden in Russland". Probleme der Identitätszugehörigkeit existieren auch in Deutschland, denn auch hier gehören sie einer Minderheit an: als Einwanderer, als "Russen in Deutschland". Die logische Folge aus der ethnischen, halachischen und kulturellen Zugehörigkeit sowie teilweise mehrerer Herkunftsfamilien ist eine Mehrfachidentität als einziger Identitätsform, die bleibt.

Traumata und Bewahren des Vergangenen

Bei jenen Befragten, die ihre gesamte Herkunftsfamilie gewaltsam verloren haben, sind die dadurch entstandenen Traumata über Generationen hinweg zu beobachten. Hilfe bei der Traumabewältigung fand nicht statt.

Teilweise haben die Befragten ihre Kinder und sich selbst als Erwachsene nach der Migration ohne näheren Bezug zum Christentum taufen lassen. Taufen sollten als Schutz vor Antisemitismus und als Symbol der Zugehörigkeit zur Mehrheit fungieren sowie vor Verfolgung als Ausgegrenzte schützen.

Die Interviewten sind sehr gut über ihre Familiengeschichte informiert und ordneten sie kompetent in historische Kontexte ein. Auffallend ist die Aufbewahrung von Schriftstücken längst verstorbener Angehöriger, die sie selbst nicht kennengelernt haben. Feststellbar war auch das Spannungsfeld, einerseits die Dokumente der Familie präsentieren und damit ihr Andenken bewahren zu wollen – hier gibt es Nachfragen von Museen sowie Gedenkstätten – und auf der anderen Seite die Angst erkannt zu werden bzw. die Angst vor eigener Verfolgung.

Jüdisch ist nicht gleich jüdisch

Anschluss und Integrationshilfe bei der jüdischen Gemeinde in Mainz, zu der Jüdinnen und Juden in Bingen formal gehören, erhalten sie nur, wenn sie jüdische Abstammung über die Mutter nachweisen können, nicht aber bei einem jüdischen Vater, selbst wenn sie im jüdischen Glauben aufwuchsen oder im Herkunftsland Opfer antisemitischer Verfolgung wurden. Die Befragten machten eine doppelte Ablehnungserfahrung: In den Heimatländern gehörten einige der Interviewten aufgrund ihrer jüdischen Herkunft nicht dazu oder wurden sogar verfolgt; in Deutschland haben sie nicht die "richtige Art" jüdischer Herkunft. Bei schon einmal Ausgegrenzten wird das bisher Erlebte bestätigt: immer zu einer unwillkommenen Gruppe zu gehören, überall fremd und nirgends angenommen zu sein. Dies hat Einfluss auf die Identitätsbildung in verschiedenen Lebensbereichen.

Keiner der Befragten betont eine religiöse Selbstdefinition über das Judentum. Teilweise war es überlebensnotwendig, die jüdische Herkunft in der Kindheit zu verbergen, teilweise sind sie bei nichtjüdischen Adoptivfamilien aufgewachsen. Eine jüdische Identität entwickelte sich oft primär aus der Ablehnung durch andere, über den Antisemitismus.

In Bingen fehlen Möglichkeiten, den Alltag nach jüdischen Gesetzen zu gestalten, z.B. um Einschränkungen am Sabbat zu kompensieren. Als Angehörige von Minderheiten mit geringen finanziellen Ressourcen ist auch die Teilnahme am religiösen Leben erschwert, oft allein dadurch, dass das Geld für eine Fahrkarte fehlt. Besondere Bedeutung kommt daher dem Verein TIFTUF zu, um als Jüdischstämmige am Wohnort jüdische Gemeinschaft erleben zu können.

Integrationsbarrieren in Deutschland

Dem von den Interviewten klar geäußerten Wunsch, sich am Leben in der neuen Gesellschaft durch Erwerbsarbeit zu beteiligen, stehen erhebliche Integrationsbarrieren gegenüber – wie Arbeitsmarkthürden, Vorurteile und mangelnde Integrationshilfen –, die Deutschland für Zugewanderte entwirft. So kommt es zu biographieferner Beschäftigung weit unter der erworbenen Qualifikation: Akademikerinnen, die lediglich zu Hilfsdiensten herangezogen werden oder Frauen, die in ihren Herkunftsländern in Berufen arbeiteten, die in Deutschland als Männerdomänen gelten und hier nicht Fuß fassen konnten. In diesen Fällen bleiben die Befragten trotz Erwerbsarbeit und gegen ihren Wunsch auf staatliche Unterstützung angewiesen. Dennoch sprechen sie mit großem Selbstbewusstsein vom Wert ihrer Arbeit. Sich in die neue Gesellschaft einzubringen und zu ihrem Gelingen beizutragen, auch in Form von Hilfsarbeiten, wird als Aktivität von hohem Wert verstanden.

Das gesellschaftliche Problem der mangelnden Vereinbarkeit von Erwerbs- und Familienarbeit in Deutschland individuell zu bewältigen, traf die berufstätigen Alleinerziehenden besonders hart, da bei ihnen mehrere Belastungs- und Leistungsbereiche aufeinandertrafen: Angehörigenpflege, Erziehungs-, Erwerbs- und Integrationsarbeit sowie Behördengänge – ohne Hilfe und teilweise in einer für sie fremden Sprache. Die mangelnde Unterstützung der Kinder durch das Bildungssystem wird thematisiert; die Überwindung von Integrationsbarrieren blieb Privatinitiative. Die Folge war eine massive Überlastung.

Eine als geglückt erlebte eigene Teilhabe an der Gesellschaft in Deutschland scheint nur schwer erreichbar, auch gewünschte soziale Kontakte müssen hinter den Belastungen zurückstehen. Integration gemäß den eigenen Fähigkeiten und Neigungen erfolgt so mitunter erst in der zweiten Generation, für deren Bildung und Anschluss an die Gesellschaft sich die Eltern aufreiben und eigene Bedürfnisse und Ziele teilweise völlig hintanstellen.

Sicht auf Deutschland

Der Umgang der Interviewten mit der nationalsozialistische Vergangenheit, in der Angehörige ermordet und Herkunftsfamilien zerstört wurden, ist überaus differenziert. Jedoch besteht ein positiver Gegenwartsbezug. Trotz über Generationen bestehender Traumata ist die Bewertung des Lebens im heutigen Deutschland von den Schrecken der Familiengeschichten offenbar ungetrübt positiv. Selbst angesichts der erschwerten Integrationsbedingungen, die sie vorfanden, erleben die meisten Interviewten ihre Migration nach Deutschland als richtige Entscheidung; vor allem sind sie für die größere Sicherheit und für bessere Startchancen ihrer Kinder dankbar.

Dem Wunsch der Befragten nach Zugehörigkeit stehen Ablehnungserfahrungen in vielen Lebensbereichen gegenüber. So erscheint die Gruppe der Interviewten als eine Gruppe immigrierter Menschen mit besonderen biographischen Erschwernissen und Integrationsbarrieren. Ihren Erfahrungen der Nicht-Zugehörigkeit tritt der Verein TIFTUF entgegen. Das hebräische Wort TIFTUF bedeutet "Tröpfeln" und ist als Leitmotiv zu sehen: Tröpfchen für Tröpfchen, wie Pflanzen in der Wüste durch Tröpfchenbewässerung wachsen können, soll eine jüdische Gemeinschaft entstehen.

Die vollständige Interview-Auswertung ist als PDF-Datei unter http://zintel.eu/work/verein-2/publikationen/ oder unter www.mdschuster.com/texte/AuswertungInterviewsTIFTUF.pdf abrufbar.

Moritz Povel | Aufarbeitung im Dialog

Das Volontärsprojekt der Deutschen Bischofskonferenz in Yad Vashem

Auf dem Berg der Erinnerung in Jerusalem liegt die zentrale Gedenkstätte der Shoah in Israel. Yad Vashem (zu Deutsch: Denkmal und Name) wurde im Jahr 1953 durch ein Gesetz der israelischen Knesset ins Leben gerufen, das dem Institut die Aufgabe übertrug, das Geschehene zu erinnern, zu dokumentieren und zu erforschen. Yad Vashem sollte gleichzeitig den Überlebenden der Shoah ein Ort der Trauer und den nachgeborenen Generationen ein mahnendes Andenken sein

Fin Ort für die Überlebenden

Nach dem Krieg besteht besonders für die Überlebenden der Shoah im neuen Staat Israel das Bedürfnis nach einem Ort, an dem sie trauern können und an dem ihre Erinnerung bewahrt wird: Familie, Freunde und Bekannte sind an einer der zahlreichen Ermordungsstätten in Europa zurückgelassen worden und kein Grab existiert, das für die Trauernden als Symbol des Gedenkens dienen kann. Der heutige Yad Vashem Campus setzt sich aus einer Vielzahl administrativer Gebäude, einem Museum, einer Schule für Holocaust-Studien und weiteren Einrichtungen zusammen. Es überrascht jedoch nicht, dass eines der ersten damals gebauten Gebäude die Halle der Erinnerung ist, in der in einem dunklen, stillen Raum eine ewige Flamme brennt. Sie ist den sechs Millionen Ermordeten der Shoah gewidmet, für die stellvertretend in der Mitte der Halle ein Steinsarkophag steht, der die Asche von mehreren Opfern enthält. Sie dient als Ersatz für die Millionen Gräber, die nicht errichtet werden konnten.

Eines der ersten und bis heute fortdauernden Projekte der Forschung und Dokumentation in Yad Vashem ist es, die Namen jedes einzelnen der sechs Millionen ermordeten Juden zusammenzutragen und zu archivieren: Es ist der Versuch zu zeigen, dass sich hinter dieser Zahl einzelne, gestohlene Leben verbergen. Die Tatsache, dass

Yad Vashem bis heute nur etwa vier Millionen Namen der Ermordeten kennt, zeigt die ungeheure Wucht, mit der die Auslöschung stattgefunden hat. Yad Vashem setzt seine Bemühungen fort, auch die restlichen Opfer zu identifizieren. Obwohl die Liste auch heute noch langsam wächst, ist unwahrscheinlich, dass jedes der Opfer seinen Namen zurückerhalten wird.

Ort des lebendigen Erinnerns

In Israel ist die Erinnerung an die Shoah alles andere als statisch. Sie ist ein lebendiger Prozess des Gedenkens und der Aufarbeitung, der sich kontinuierlich verändert und neue Formen und Ausdrucksweisen annimmt. In Yad Vashem lässt sich dieser Prozess am besten an den verschiedenen Denkmälern auf dem Berg der Erinnerung ablesen. Jede Zeit, jede Phase der Erinnerung nach dem Krieg spricht eine ganz besondere Sprache: Beispielhaft hierfür ist ein Denkmal an jüdische Partisanenkämpfer aus den 1970er Jahren, das eine große Säule aus Beton ist, die gerade in den Himmel ragt. Die architektonische Formensprache dieser Säule ist eindeutig und klar. Heldentum und die Tatsache, dass man sich nicht kampflos in sein Schicksal ergibt, repräsentieren Stärke und Mut, die besonders in den jungen Jahren des Staates von der israelischen Bevölkerung abverlangt wurden.

Auch ein weiteres Denkmal aus den 2000er Jahren ist den Partisanen gewidmet. Es ist ein Baum aus Stahl, der von einer Gruppe aus Männern, Frauen und Kindern zusammengehalten wird und so die gegenseitige Solidarität der jüdischen Verfolgten, die sich zu den Partisanen in die Wälder geflüchtet haben, in den Fokus stellt. Dabei wird deutlich, dass ein jeder – nicht nur die bewaffneten Kämpfer – auf seine Weise zum Gelingen des Überlebenskampfes beigetragen hat. Die beiden Denkmäler erinnern an dasselbe Ereignis, betrachten es aber aus abweichenden Perspektiven und sprechen dabei völlig unterschiedliche Sprachen.

Gedenken an die "Gerechten unter den Völkern"

Bereits mit Gründung Yad Vashems im Jahr 1953 wurde festgelegt, dass auch an diejenigen Nicht-Juden erinnert werden soll, die ein großes Risiko eingegangen sind, um ihre jüdischen Mitmenschen vor dem Verbrechen der Shoah zu bewahren. Schon damals war klar, dass auch Deutsche und Österreicher mit dem Titel ausgezeichnet werden sollen. 1953 lag die Shoah erst acht Jahre zurück und die Wunden

der Überlebenden waren noch frisch. Es scheint für sie jedoch ein tiefes Bedürfnis gewesen zu sein, die Ausnahme von der Regel in Europas Bevölkerung zu finden – auch um den eigenen Glauben an die Menschlichkeit in einem der dunkelsten Kapitel der Geschichte zu bewahren. Anfang der 1960er Jahre begann in Yad Vashem die Suche nach diesen Ausnahmen mit der Errichtung einer eigenen Abteilung. Sie wurde beauftragt, den Titel "Gerechte(r) unter den Völkern" im Namen des Staates Israel zu verleihen. Es ist der höchste Ehrentitel, den der Staat Israel an Nicht-Juden vergibt.

In der neugegründeten Abteilung bestanden große Unsicherheiten über den Umfang des Programms und die Anzahl an Gerechten, die es zu finden galt. Bald wurden die ersten Gerechten ausgezeichnet. Sie erhielten – wie auch heute noch – eine Urkunde und eine Medaille mit einem eingravierten Spruch aus dem Talmud: "Wer ein einziges Leben rettet, rettet eine ganze Welt." Zusätzlich wurde für viele Gerechte ein Baum in der "Allee der Gerechten" auf dem Berg der Erinnerung gepflanzt. Die Zahl der jährlichen Anerkennungen erhöhte sich stetig und übertraf alle Erwartungen. Bis heute hat Yad Vashem mehr als 24 800-mal den Titel der Gerechten verliehen. Das Programm der Gerechten ist auch heute Hoffnungsschimmer. Gleichzeitig ist es aber auch eine besondere Mahnung, da die heldenhaften Taten als winziges Licht vor dem absoluten Negativ des furchtbaren Hintergrunds stehen.

Die katholische Kirche während der Shoah - viele offene Fragen

Viele der anerkannten Gerechten sind Katholiken, die aus ihrem Glauben heraus ihr eigenes Leben für jüdisches Leben riskiert haben. Ob Laie, Nonne, Mönch, Pfarrer oder Nuntius – der katholische Rettungswiderstand hatte viele Gesichter, die in unterschiedlichsten Formen geholfen haben. Die Bandbreite reicht hier von gefälschten Dokumenten durch päpstliche Diplomaten über Verstecke in Pfarrhäusern und Klöstern bis hin zu Granaten, die von Nonnen in die jüdischen Ghettos geschmuggelt wurden.

Trotz der vielen bekannten Fälle, in denen Juden von Katholiken gerettet worden sind, ist die Rolle der katholischen Kirche während der Shoah umstritten. Zu viele offene Fragen sind von der historischen Forschung unbeantwortet. Die Figur, die in diesem Zusammenhang die wahrscheinlich größte Aufmerksamkeit erfährt, ist Papst Pius XII. Dabei wird die Rettung von Juden unter der Regie Pius XII. ebenso diskutiert wie der Vorwurf, die Kirche und ihr Papst hätten nicht offen genug gegen die Shoah Position bezogen.

Die heutige wissenschaftliche Diskussion um Kirche und Shoah reicht bis weit in die Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg, betrachtet den kirchlichen Antijudaismus über die Jahrhunderte oder fragt danach, in welcher (evtl. antijudaistischen) Umgebung Pius XII. als junger Eugenio Pacelli aufgewachsen ist. Aber auch die Zeit nach der Shoah wird betrachtet: Was geschah nach dem Krieg mit den Kindern, die in Konventen und Klöstern versteckt waren? Oft genug war die Überlassung der jüdischen Waisen in die Obhut jüdischer Organisationen problematisch. Wie ist die Kirche mit den Nazi-Verbrechern umgegangen? Einige von ihnen wurden über so genannte "Ratlines" (Rattenlinien) mit der Hilfe von katholischen Geistlichen aus Europa geschmuggelt und konnten so der Strafverfolgung entkommen.

Mehr Aufschluss über diese und viele weitere Fragen wird vielleicht die Öffnung der Vatikanarchive bringen, die gerade vorbereitet wird. Aber es ist keineswegs gewiss, ob sich mit den gewonnenen Informationen ein eindeutiges Bild zeichnen lassen wird.

Das Volontärprojekt in Yad Vashem

Nach einem Besuch des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Erzbischof Robert Zollitsch, in Yad Vashem wurde entschieden, einen Volontär – finanziert durch die katholische Kirche in Deutschland – in die Abteilung der "Gerechten unter den Völkern" zu entsenden. Vorbereitet und durchgeführt von der Missionsprokur der Jesuiten in Nürnberg im Rahmen des Jesuit-Volunteer-Programms wurde die Finanzierung der Stelle zu gleichen Teilen von der Maximilian-Kolbe-Stiftung und der Deutschen Bischofskonferenz übernommen.

Die Einrichtung einer Volontärstelle ist ein weiteres Zeichen der Wertschätzung durch die katholische Kirche für die Arbeit Yad Vashems. Sie unterstreicht die Wichtigkeit der bis heute andauernden Auseinandersetzung mit der schwierigen Vergangenheit. Die Tatsache, dass ein Volontär vor Ort die Arbeit unterstützt, erlaubt eine ganz besondere Form des Dialogs, die durch andere Fördermittel wie Geldspenden in dieser Art nicht möglich ist. Seien es die normalen israelischen Kollegen oder die alten Überlebenden der Shoah, die Yad Vashem besuchen, – sie alle treten mit einem Volontär in einen aktiven Austausch, um so ein gegenseitiges Zuhören, Verstehen und Lernen zu ermöglichen. Große Wertschätzung erfährt dabei besonders die Tatsache, dass einerseits die katholische Kirche als Institution das Projekt fördert und andererseits junge Katholiken bereit sind, sich als Freiwillige für die Aufarbeitung zu engagieren.

In den vergangenen zwei Jahren wurden im Rahmen des Volontärprojekts weit über 100 Fälle von Rettungsgeschichten erforscht, von denen eine Reihe zur Anerkennung des Titels "Gerechte(r) unter den Völkern" geführt haben. Außerdem ermöglichte der Beitrag der katholischen Kirche in Deutschland, dass die Rettungserzählungen von über tausend "Gerechten unter den Völkern" heute im Internet abgerufen und recherchiert werden können, so dass sie Wissenschaftlern und Interessierten auf der ganzen Welt zur Verfügung stehen.

Erst vor Ort wird deutlich, was es heißt, die Shoah lebendig zu erinnern. Der talmudische Spruch "Wer ein einziges Leben rettet, rettet eine ganze Welt" konkretisiert sich dann in ungeahnter Schärfe: Wenn während einer Zeremonie in Yad Vashem ein neuer Gerechter ausgezeichnet wird, sind meist die geretteten Juden anwesend – und ihre Kinder, Enkel und Urenkel. Die meist 30-und-mehr-köpfigen Familien würden heute nicht existieren, wäre nicht vor 70 Jahren ein jüdisches Leben durch einen "Gerechten unter den Völkern" gerettet worden.

Alexander Filipović

Die Enge der weiten Medienwelt

Bedrohen Algorithmen die Freiheit öffentlicher Kommunikation?

Die normative Debatte über den Zustand der öffentlichen Kommunikation wird gerade erstaunlich engagiert geführt. Diese erfreuliche Bereitschaft zum Streit über eine gute und gerechte öffentliche Kommunikation wird angetrieben durch die Beobachtung, dass die Digitalisierung der Kommunikation mittlerweile Folgen hat, die eine normative Reflexion herausfordern, gar dringlich machen. Auslöser für die geschilderte, ins Normative drängende intellektuelle Unruhe ist mit anderen Worten die zunehmende Bedeutung des Technischen für das Öffentlich-Kommunikative. Selbst die in ihrer Gesamtgestalt stark sozialempirisch ausgerichteten Kommunikations- und Medienwissenschaften beteiligen sich an dieser Auseinandersetzung. Bei der letzten Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (Mainz, 8. bis 10.5.2013) waren entsprechende Statements zu hören; die Eröffnungs-Keynote zur Erforschung sozialer Bewegungen im Kontext von Online-Kommunikation von Lance W. Bennett¹, dem amerikanischen Kommunikations- und Politikwissenschaftler, hat dort, so mein Eindruck, einen normativen Horizont aufgespannt, unter dem die einzelnen Sachthemen hier und da diskutiert wurden.2

In diesen Diskussionen, vor allem in der Medien- und Technikkritik des Feuilletons, spielt der Begriff des *Algorithmus* eine wichtige Rolle: Die Forderung nach einer Algorithmen-Ethik (vgl. z. B. Pörksen 2012, Noller 2012) steht meinem Eindruck nach exemplarisch für die verschiedenen medienethischen Herausforderungen durch die Digitalisierung der Kommunikation. Der vorliegende Beitrag³ nimmt diese

- 1 Vgl. zu dieser Forschung etwa Bennett 2013.
- 2 Die Potentiale für eine normative Perspektive einer grundsätzlich sozialempirischen Kommunikations- und Medienwissenschaft konnten auch hier noch lange nicht gehoben werden. Dennoch, das kann nicht breit ausgeführt werden, sehe ich in den letzten Jahren eine wachsende Bereitschaft zur ethischen Analyse.
- 3 Dem Text liegt die Antrittsvorlesung von Alexander Filipović als Privatdozent an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster am 17. Mai 2013 zugrunde. Der Vortragstext wurde für diese Publikation überarbeitet.

Debatte um eine Ethik der Algorithmen in medienethischer Absicht auf und versucht davon ausgehend eine normative Reflexion für den Bereich der öffentlichen Kommunikation (früher: *Massenkommunikation*). Die These, die den Überlegungen zu Grunde liegt, ist, dass die Folgen der Digitalisierung der öffentlichen Kommunikation Auswirkungen haben auf die *Freiheit* öffentlicher Kommunikation.

Um diese These zu prüfen, beginne ich mit Beobachtungen, die erstens die Macht der Algorithmen aufspüren und zweitens Individualisierung, Vernetzung und Personalisierung als soziale Phänomene hinter der Internetnutzung zeigen wollen. Aus diesen Beobachtungen lege ich dann drittens die These dar, dass die Personalisierung des Mediengebrauchs und Allgegenwart der Algorithmen die Freiheit öffentlicher Kommunikation bedrohen. In einem politisch-ethischen Zugriff beschreibe ich dann viertens die Bedeutung der Freiheit öffentlicher Kommunikation und frage, ob diese in der digitalen Medienwelt bedroht ist. Ich ende fünftens mit handlungsorientierten Überlegungen zur Zukunft der öffentlichen Kommunikation in Zeiten des Internets.

1. Die Macht der Algorithmen

Am Anfang steht ein klassisches Medienprodukt, ein Nachrichtentext, der tagtäglich in ähnlicher Weise in den Zeitungen dieser Welt erscheint:

"South Bend, Indiana - Im Frank-Eck-Stadion nahm diesen Sonntag Tony Bucciferro die Michigan State Spartans Huckepack und führte sie zu einem 3:0-Sieg über die Notre Dame Fighting Irish. Werfer Bucciferro sorgte dafür, dass die Fighting Irish über alle neun Innings ohne Punkt blieben und entschied damit das Spiel für Michigan State. Er eliminierte fünf gegnerische Spieler mit seinen Würfen und ließ nur drei zurück ins Feld geschlagene Bälle des Gegners zu. [...] Matt Grosso, der Senior der Fighting Irish, vergab im neunten und letzten Inning eine große Chance für sein Team." (zit nach Bunz 2012, S. 14).

Ohne weiteres könnte dieser Text 150 Jahre alt sein. Gutes altes journalistisches Handwerkszeug kommt hier zur Anwendung. Das bemerkenswerte an diesem Text ist, dass er von keinem Reporter, keinem Journalisten, ja überhaupt von keinem Menschen geschrieben wurde. Autor dieses Textes ist ein Softwareprogramm namens *Stats Monkey*, also ein Algorithmus, ein Software-Code bzw. ein Computerprogramm, das eine Maschine steuert. *Stats Monkey* ist ein Algorithmus, der für das Schreiben von Nachrichtentexten programmiert wurde.

Auch einige Ausgaben der Online-Enzyklopädie Wikipedia, die trotz aller Probleme doch als Erfolgsmodell und Paradebeispiel internetbasierter *menschlicher* Kooperation gilt, sind zu einem guten Teil von Algorithmen geschrieben: In der schwedischen Wikipedia beispielsweise sind die Hälfte der eine Million Artikel von Textrobotern, kurz "Bots" erstellt, die nichts weiter als schreibende Algorithmen sind (vgl. Hauck 2013).

"Dass Algorithmen einmal zu schreiben lernen würden", so Mercedes Bunz, "hat [...] niemand erwartet" (Bunz 2012, S. 11). Der schreibende Algorithmus Stats Monkey oder die Textroboter bei Wikipedia markieren dabei weder den Anfang noch das Ende einer Entwicklung, in der Algorithmen in den Kommunikationsmedien eine immer größere Rolle spielen. Rechner, Softwareprogramme, Suchmaschinen, Datenbanken und mit ihnen Algorithmen infiltrieren seit längerem schleichend unseren medialen Alltag: den von Journalisten und den von Rezipienten und Rezipientinnen und natürlich auch von denen, die als Produser (Bruns 2008), also zugleich als Produzenten wie als User in der modernen Medienwelt mit dem Web 2.0 in Erscheinung treten. Die Filterblase, in der Internetseiten aufgrund von Algorithmen dazu neigen, dem Benutzer nur Informationen anzuzeigen, die den bisherigen Ansichten des Benutzers ähnlich sind (vgl. Pariser 2012), ist vielfach zu einem Symbol einer Medienwelt geworden, in der Algorithmen im Hintergrund entscheidend mitbestimmen.

"Code ist Gesetz" - Mit dieser Formel machte Lawrence Lessig bereits 1999 darauf aufmerksam, dass menschliche Kommunikation und menschliche Handlungen neben dem Markt und den normativen Vorgaben (Gesetze, moralische und soziale Normen) auch von Algorithmen, von Software-, Codes' gesteuert werden. Darüber hinaus bestimmen sie sogar, wer was findet, wer was zu lesen bekommt, wer Zugang erhält und wer ausgeschlossen wird. Seit die Kommunikations- und Medienwissenschaftlerin Miriam Meckel zu diesem Thema im Frühjahr 2010 einen Vortrag bei der Internetkonferenz "re:publica" gehalten hat, entdeckte auch das deutsche Feuilleton und die Medienkritik den Algorithmus (Passig 2012). Miriam Meckel reflektiert in diesem Vortrag die Erfahrung, etwa beim Online-Einkauf und beim Musikhören spezifische Vorschläge automatisch präsentiert zu bekommen, und formuliert: "Aus unserer Vergangenheit und unserem früheren Verhalten wird unser mögliches zukünftiges Verhalten errechnet. Das bedeutet, wir bewegen uns in einen Tunnel unserer selbst hinein, der immer enger, immer selbstreferentieller wird, weil keine neuen Impulse mehr hinzukommen" (zit. nach Passig 2012). Werbung, Kaufempfehlungen, der nächste Musiktitel, Sucherergebnisse – all das wird uns angeboten auf der Grundlage von *vorherigen* Sucheingaben, Einkäufen, Klicks usw. Der in der Aussage von Meckel verwendete Ausdruck "Tunnel" ist ein sprechendes Bild: Wenn uns nur das an Inhalten, an Bild, Text oder Musik angeboten wird, was sich mit unserer individuellen Vergangenheit harmonisch verhält, geraten wir in der Tat "in einen Tunnel unserer selbst hinein, der immer enger, immer selbstreferentieller wird". Die Enge des Tunnels liegt hier in der Selbstreferentialität begründet; wir kommen in einer von Algorithmen beherrschten Medienwelt nicht über uns hinaus. Unsere Online-Vergangenheit determiniert die Zukunft unseres Online-Verhaltens. Hier also sind wir schon der *Enge* unserer doch so weiten Medienwelt auf der Spur.

Neben den Nachrichten und Lexikonartikel schreibenden Programmen und dem engen selbstreferentiellen Tunnel sind Algorithmen zudem in Sachen Informationssuche aktiv. Mittlerweile ist fast allen bekannt, dass Google und Bing nahezu niemals bei gleicher Suchanfrage das gleiche Ergebnis präsentieren. Suchergebnisse sind abhängig vom Ort der Suchanfrage, von vorherigen Suchanfragen, dem Profil des Suchenden, von allen anderen Suchanfragen, der globalen oder regionalen Suchsituation und Nachrichtenlage etc. Jenseits dieser Filterblase bestimmen Algorithmen unsere Informationssuche schon bei jeder Suche in einer Datenbank: Datenstrukturen geben vor, welche Daten überhaupt hinterlegt werden können, durch Algorithmen berechnete Indices stellen überhaupt erst zur Verfügung, was gefunden werden kann.

Was ich bis jetzt an Beobachtungen geschildert habe, verdeutlicht eine wichtige Tendenz im weiten Feld der Internet- und Medienkommunikation. Wenn wir hier in dieser ersten Beobachtung die Macht der Algorithmen anschauen, können wir also deren Übernahme von journalistischen Aufgaben, deren Leistung in der Informationsaufbereitung aufgrund unserer vorherigen Käufe oder Sucheingaben und schließlich die Bedeutung der Algorithmen bei der Informationssuche festhalten.

2. Individualisierung, Vernetzung, Personalisierung

Im Zentrum der zweiten Beobachtung steht eine spezifische Sichtweise des Menschen: Der moderne Mensch bewegt sich in der Gesellschaft *gleichzeitig* als einzelner bzw. vereinzelter wie auch als vernetzter Mensch. Die Vernetzung überwindet in dieser Vorstellung also nicht die Individualisierung oder den Individualismus, sondern geht Hand in Hand mit ihm. Wie ist das vorstellbar und woran kann das gezeigt werden?

In ihrem Buch *Networked – The new social operating system* gehen die amerikanischen Sozialwissenschaftler Harrison Rainie und Barry Wellman (Rainie und Wellman 2012) den grundlegenden Veränderungen der Kommunikationsweisen in der Welt der digitalen Kommunikationsmöglichkeiten nach. Sie zeigen anhand empirischer Daten, dass sich hinter unserem Gebrauch vom Internet, den mobilen, internetfähigen Geräten und hinter unserer Kommunikation in den sogenannten Social Media ein gleiches Muster zeigt. Sie nennen dieses Muster "vernetzter Individualismus" und zeigen, wie es zu einem neuen Paradigma menschlicher Interaktionen, zu einem neuen Denkmodell und einer neuen Leitidee des menschlichen Selbstverständnisses schlechthin avanciert.⁴ Dabei verschränken sie die individuelle mit der sozialen Perspektive und zeigen damit auf, dass der Mensch der digitalen Internetwelt *das vernetzte Individuum* ist und dass die Gesellschaft mit dem "Betriebssystem" vernetzter Individualismus "läuft".

Nach Rainie und Wellman sind es drei Innovationen oder Revolutionen, die zu der immer weiteren Durchsetzung des Paradigmas des vernetzten Individuums geführt haben: Die Revolution der Sozialen Netzwerke, die Internet-Revolution und die Mobilfunk-Revolution.

Die Revolution der Sozialen Netzwerke steht nicht umsonst am Anfang, weil wir in soziologischer Pespektive hier eine Entwicklung beobachten, die lange vor der Digitalisierung der Kommunikation begonnen hat. Soziale Netzwerke werden in dieser Sichtweise als Ordnungs- und Strukturprinzip von Gesellschaft verstanden und sind insofern eng verbunden mit den Voraussetzungen der Entwicklung hin zur modernen Gesellschaft. Aufklärung, Industrialisierung, Bildungsniveau und Wohlstand sind die Grundlage dafür, dass der Mensch sich immer weniger in erster Linie dadurch ausgezeichnet sieht, dass er einer Gruppe zugehört. Mehr und mehr sieht er sich und andere wesentlich als ein in variable Beziehungsstrukturen eingebettetes Individuum. Die Einbindung in lokale Gruppen, von der Nachbarschaft, über Vereine, das Dorf bzw. den Stadtteil und die Nation spielen für das Arbeitsleben, die Politik oder für die Absicherung etwa in Krankheitsfällen immer weniger eine Rolle. Größere Verkehrsmobilität. Telekommunikation, kleinere Familien, Flexibilisierung der Arbeitswelt sind beispielhafte Veränderungen der letzten drei Jahrhunderte, die in der entwickelten Welt zu einer gesteigerten sozialen Flexibilität geführt haben. Sie sind Grund und Resultat eines immer weiter durchgreifenden vernetzten Individualismus.

⁴ Siehe Filipović 2013, S. 164. In diesem Abschnitt greife ich auch an anderen Stellen auf diesen Text zurück.

Die Internet-Revolution baut auf diesen sozialen Innovationen auf. Die skizzierten gesellschaftlichen Entwicklungen stammen aus der Prä-Internet-Ära und stellen damit den sozialen Rahmen dar für die heutigen Herausforderungen. Webbasierte Soziale Netzwerke wie Facebook sind nicht etwa plötzlich einfach erschienen, sondern stellen einen Entwicklungsschritt hin zu einem immer stärkeren vernetzten Individualismus dar. Die Verbreitung des Internets seit dem ersten Internet-Browser 1993 führte zu einer Verstärkung sowohl der Vernetzung als auch der Individualisierung. Der vernetzte Personalcomputer und die Angebote des Internets waren in dieser Hinsicht ein wesentlicher Beschleuniger des Paradigmas des vernetzten Individualismus, den sie im Prinzip aber immer schon vorausgesetzt haben. Die webbasierten sozialen Netzwerkdienste wirken, und das ist wohl das besondere und zeittypische an ihnen, wie die Reinform der Idee des vernetzten Individualismus: Erst ein höchst individuelles Profil versetzt mich in die Lage, Vernetzungen einzugehen, zu pflegen, zu intensivieren und wieder aufzulösen. Individualisierung stützt Vernetzung und umgekehrt.

Die Revolution mobiler Endgeräte schließlich potenziert die bisher dargestellte Entwicklung. Die mobilen Telefone haben unsere Alltagswelt schon enorm verändert. Smartphones sind mehr als nur eine Ergänzung zum Personalcomputer: Das mobile Internet auf diesen Geräten verhilft dem Paradigma des vernetzten Individualismus zu einer weiteren Entwicklungsstufe und Durchsetzung. Die Familienmitglieder etwa haben zumeist alle ein eigenes Handy und damit eine eigene Kommunikationszentrale; man ruft kaum mehr "zu Hause" an, sondern kontaktiert die Personen des Familienhaushalts unmittelbar. Das "Texten" löst dabei das "Sprechen" als bevorzugte mobile Kontaktaufnahme ab. Darüber hinaus ist ein wichtiger Antrieb des mobilen Internetgebrauchs die Möglichkeit, mit dem Handy Fotos und kleine Videos zu machen und diese von unterwegs zur Verfügung zu stellen.

Diese gleichzeitige Individualisierung und Vernetzung hat natürlich Auswirkungen darauf, wie wir auf die Medien zugreifen. Für vernetzte Beziehungen als dem paradigmatischen Beziehungsmodus in der Welt der vernetzten Individuen stellt Facebook dabei das zentrale Medium dar. Aber die Rolle von Facebook geht noch deutlich darüber hinaus: Der Dienst ist das persönliche Zugangsportal des vernetzten Individuums, durch den es selber in die Medienwelt geht und durch das man ihm kommunikativ begegnen kann. Facebook ist Anlaufstelle und Basis für die Beziehungstätigkeit des Einzelnen und der Startpunkt für die Suche nach Informationen.

Mit der neuen Facebook-Suche, der "Suche im Social Graph", wird Facebook und, das ist entscheidend, darüber hinaus das ganze Internet durchsucht aus der Perspektive des vernetzten Individuums: Nicht mehr eine objektive Wissensmenge, die es "da draußen" gibt und die es zu entdecken gilt und die es ermöglicht, (annähernd) gleiche Ergebnisse bei gleichen Suchanfragen zu erhalten, sondern die eigene Stellung innerhalb des umgebenden Netzwerkes stellt die Basis dar, von dem aus die Welt erschlossen werden soll. Die Welt erschließt sich aus dem Inneren des eigenen Netzwerkes heraus und nicht über das Außen einer mehr oder weniger geordneten Wissenswelt.⁵ Der damit mögliche Grad an tiefer, radikaler Personalisierung der Internetsuche ist ein entscheidender Baustein für die Internet-Suche im Zeitalter des vernetzten Individualismus.

Wir stehen damit erst am Anfang einer Entwicklung, in der komplexe Computerprogramme Informationen radikal auf der Basis persönlicher Profile aufbereiten. Individualisierung, Vernetzung und Personalisierung des Medienzugangs spielen sich gegenseitig in die Hände.

3. Bedrohung der Freiheit öffentlicher Kommunikation

Ausgehend von diesen Beobachtungen – der Macht der Algorithmen und dem Zusammenhang von Individualisierung, Vernetzung und Personalisierung – lässt sich die These formulieren, dass die Allgegenwart der Algorithmen und die Personalisierung des Mediengebrauchs die Freiheit öffentlicher Kommunikation bedrohen. Diese These gilt es im Folgenden zu untersuchen, wobei dafür einige Ausführungen zum Begriff der öffentlichen Kommunikation und zur Freiheit notwendig sind.

An dieser Stelle kann aber schon einmal der grundlegende Zusammenhang zur bedrohten Freiheit angerissen werden: Algorithmen machen die öffentliche Kommunikation eng. Die Individualisierung des Zugangs suggeriert die Maximierung individueller Möglichkeiten der Kommunikation. Jede und jeder hat die Möglichkeit, ihren oder seinen Weg in die Medienwelt völlig eigenständig zu beschreiten. Dies verspricht eine grenzenlose Freiheit des Mediengebrauchs. Es gibt keine Gatekeeper, keine Torwächter mehr, die Nachrichten sammeln, bewerten und zur Weitergabe auswählen; nichts wird zur Rezeption vorgeschrieben, keiner sortiert vor, alles wird publiziert, alle suchen und finden die Informationen, die genau für ihn oder sie passen, alle sind augenscheinlich frei in der weiten Medienwelt.

Die Algorithmen, die am Werk sind, können uns aber schon eines Besseren belehren: Der individuelle Zugang ist hoch strukturiert und reguliert, wie wir an dem "Tunnel der Vergangenheit" und der Suche im Social Graph bei Facebook gesehen haben. Die Unabhängigkeit der Medien ist ein hohes Gut und Garant ihrer Freiheit – was aber. wenn die Medien von Algorithmen abhängig sind, die im Hintergrund ihre Arbeit tun und hinter jeder computervermittelten Kommunikation stehen? Handelt es sich um eine Befreiung von Programm und Zeitung, eine Befreiung von Redakteuren und Journalisten, die aber letztlich unfrei macht, weil diese Befreiung durch eine hochgradige Personalisierung ermöglicht wird, die uns am Ende voneinander isoliert? In so einer Situation ist nur noch eine Freiheit von anderen möglich und kaum mehr eine Freiheit mit anderen. Dieses spezielle Freiheitsverständnis, was ich als Kriterium zur Beurteilung unserer Situation anlege, verlangt nach einer Erläuterung. Der Rahmen für diese Erläuterung ist die Bedeutung, die der öffentlichen Kommunikation für die moderne demokratische Gesellschaft zukommen soll.

4. Freiheit und öffentliche Kommunikation

Wenn man sich am Beispiel der Presse- und Rundfunkfusionskontrolle und der Debatte um den öffentlich-rechtlichen Rundfunk anschaut, welchen Aufwand die Gesellschaft betreibt, um sich einer unabhängigen und plural verfassten Medienlandschaft zu versichern, dann wirkt das angesichts der Macht der Algorithmen beinahe rührend bemüht: Gegenüber den Selektions- und Filterleistungen der weltweit agierenden und uns überall begegnenden Algorithmen erscheint die Meinungsmacht etwa eines Presseverlags oder eines Fernsehsenders vergleichsweise klein. Sicherlich hinkt der Vergleich beim genauen Hinschauen, aber der Hinweis auf die Fusionskontrolle im Rundfunk und Pressebereich ist hilfreich, um zu unterstreichen, wobei es in der Debatte um die Algorithmen in der Medienwelt eigentlich geht: Es geht um Vielfalt, Unabhängigkeit und Freiheit.

Die Bedeutung von Freiheit und öffentlicher Kommunikation für demokratische Gesellschaften modernen Zuschnitts liegt mindestens auf drei Ebenen: auf der Ebene der Information, auf der Ebene der Meinungsbildung (Mediation und Forum) und der (Macht-)Kritik (vgl. Donk et al. 2012, S. 504f.). Diese Kernfunktionen der öffentlichen Kommunikation für das Funktionieren einer Demokratie haben sich mittlerweile fest etabliert. Dabei ist die *Freiheit* der Medien die Voraussetzung dafür, dass diese Funktionen durch öffentliche Kommunikation auch erfüllt werden können.

Die Freiheit der Presse ist in Deutschland nach den Erfahrungen der sogenannten Gleichschaltung von Presse und Rundfunk in der Zeit des Nationalsozialismus ein hohes Gut. Das Zensurverbot im Grundgesetz bleibt die oberste Norm für jede öffentliche Kommunikation. Erst aber das Spiegel-Urteil des Bundesverfassungsgerichtes vom 5. August 1966 hat zu einer differenzierten inhaltlichen Füllung der Pressefreiheit geführt und Staat und Regierung in Sachen Einflussnahme auf die Presse auf die Plätze verwiesen. Das Bundesverfassungsgericht formuliert:

"Eine freie, nicht von der öffentlichen Gewalt gelenkte, keiner Zensur unterworfene Presse ist ein Wesenselement des freiheitlichen Staates; insbesondere ist eine freie, regelmäßig erscheinende Presse für die moderne Demokratie unentbehrlich. [...] In ihr artikuliert sich die öffentliche Meinung. [...] In der repräsentativen Demokratie steht die Presse zugleich als ständiges Verbindungs- und Kontrollorgan zwischen dem Volk und seinen gewählten Vertretern in Parlament und Regierung" (Bundesverfassungsgericht, vom 15.12.1983).

Gewissermaßen übersprungen ist mit diesen beiden Hinweisen auf die Zeit des Nationalsozialismus und das Spiegel-Urteil das ihnen je zu Grunde liegende Grundrecht der Meinungsfreiheit. "Jeder hat das Recht, seine Meinung in Wort, Schrift und Bild frei zu äußern und zu verbreiten" (Art. 5 GG). Zusammen mit dem Recht auf Eigentum und der Glaubensfreiheit handelt es sich bei der Rede- und Meinungsfreiheit um eines der ursprünglichsten Freiheitsrechte (vgl. für einen Überblick Benedek 2013).

Wenn man die Forderung nach einem freien und unabhängigen Mediensystem und die Bedeutung des Rechtes auf freie Meinungsäußerung zusammen betrachtet, sehen wir sehr klar, wie die individuellen Freiheitsrechte mit einer ihnen entsprechenden Ordnung der Gesellschaft zusammen hängen: Das Recht auf freie Meinungsäußerung stellt "nur" eine Chance dar, für deren Verwirklichung es aber konkrete Kommunikationsmöglichkeiten geben muss.⁶ Diese konkreten Kommunikationsmöglichkeiten, also Internet, Fernsehen, Radio, Presse – alles im Großen und im Kleinen gedacht – haben wiederum eine wichtige Bedeutung für das Funktionieren von demokratischer Politik, die ihrerseits wieder den rechtlichen Rahmen für die Individuen setzt. Die rechtlich verbürgte Freiheit, seine Meinung frei äußern zu dürfen, hängt wechselseitig mit der Freiheit und Unabhängigkeit der Medien zusammen.

⁶ Bei dieser Unterscheidung zwischen der Möglichkeit und der Wirklichkeit von Freiheit erfolgt eine Anknüpfung an Honneth 2011.

An dieser Stelle hat sich der Zusammenhang von individueller Freiheit und öffentlicher Kommunikation schon in entscheidender Hinsicht gezeigt. Die Argumentation lässt sich aber noch weiter führen: Meinungsfreiheit ist ein *negatives* Freiheitsrecht, das heißt, dass vor allem staatliche Beschränkungen dieses Rechts *abgewehrt* werden sollen. Für die Demokratie ist aber dieses Recht auf freie Meinungsäußerung vor allem dann wichtig, wenn nicht nur alle Einzelnen unabhängig voneinander ihre Meinung äußern, sondern wenn es eine Kommunikation gibt, also wenn Meinungen zu einem Thema öffentlich und allseits erreichbar geäußert werden, die Meinung dann wiederum andere Beiträge auslöst und sich dadurch schließlich eine Medienöffentlichkeit, eine öffentliche Kommunikation über Presse, Rundfunk und Internet formiert. In der Medienöffentlichkeit werden die drängenden Themen verhandelt, politische Optionen diskutiert, hier wird ein gewisser Grad an Verständigung erreicht (vgl. Imhof 2008).

Dieser Zusammenhang von personaler Freiheit und Demokratie, wie er hier kurz geschildert wurde, ist für den Philosophen John Dewey (1859-1952) von entscheidender Bedeutung. Seiner Überzeugung nach gehen individuelle und gesellschaftliche Entwicklung in einer Demokratie zusammen. Der freiheitsrelevante Zusammenhang von menschlicher Selbstverwirklichung und der Gestaltung sozialer Institutionen wird von Dewey folgendermaßen formuliert: "Liberty is that secure release and fulfillment of personal potentialities which take place only in rich and manifold association with others: the power to be an individualized self making a distinctive contribution and enjoying in its own way the fruits of association" (Dewey 1927/1984, S. 329)7. Hier wird deutlich, dass Dewey nicht auf die Regierungsform Demokratie rekurriert, sondern das menschliche Zusammenwirken schlechthin ins Auge fasst. Es geht ihm um die notwendige Möglichkeit der "Erfahrung der Teilnahme an einem gemeinschaftlichen Leben" (Hampe 2009, S. 300). Wie wir das In-Gemeinschaft-Leben tun, "in welcher Sprache in welchen Institutionen wir auf welche Weise miteinander umgehen" und die nächste Generation erziehen, "hängt davon ab. wie wir uns in der Öffentlichkeit über unser Leben verständigen". Die Öffentlichkeit ist bei Dewey der "Raum des Austausches über die moralischen, sozialen, ästhetischen, politischen und wis-

⁷ Die dt. Übersetzung: "Freiheit ist die gesicherte Entbindung und Erfüllung persönlicher Potenzen, welche sich nur in einer reichen und mannigfaltigen Assoziation mit anderen ereignen: das Vermögen, ein individualisiertes Selbst zu sein, das einen spezifischen Beitrag leistet und sich auf seine Weise an den Früchten der Assoziation erfreut" (Dewey 1927/2001, S. 130).

senschaftlichen Bedingungen und Folgen unserer Existenz" (Hampe 2009, S. 301).

Das für den Problemhorizont dieses Beitrages Interessante an Deweys Demokratiemodell ist also, dass "die normative Idee der Demokratie nicht nur als ein politisches, sondern zunächst und vor allem als ein soziales Ideal betrachtet wird" (Honneth 1999, S. 65). Dies lässt sich konkretisieren auf die öffentliche Kommunikation: Auch die öffentliche Kommunikation ist ein soziales Ideal. Es verweist auf die Chance, einen Ort zu haben, an dem wir uns über unser Leben verständigen können. In ihm, dem Ideal öffentlicher Kommunikation, zeigt sich ein Ethos reflexiver Kooperation zur Verständigung und Problemlösung. Die öffentliche Kommunikation ist getrennt vom Gemeinschaftsleben bloß eine hoffnungslose Abstraktion.⁸

Nicht als Einzelne, gefangen in unseren Tunneln, können wir an dieser Kooperation teilnehmen, sondern zusammen in der Weite des publizistischen Raumes, die eine gemeinsame Verständigung überhaupt erst möglich macht. In diesem Sinne spricht das Recht auf freie Meinungsäußerung, verstanden als Recht auf politische Beteiligung, nicht den einzelnen als einzelnen an, sondern den Bürger als Teil einer demokratischen Gemeinschaft. Wenn daher mit Dewey gesprochen, individuelle Freiheitspotenziale sich nur in Sozialität realisieren, wäre statt des individuellen medialen Tunnels die Weite und Pluralität der sozialen, gemeinschaftlichen Kommunikation die inhaltliche Option.

Dewey nimmt als Ausgangspunkt für seine Theorie der Öffentlichkeit die Beobachtung, dass es Folgen gibt, die nur die mit der Transaktion befassten Personen beeinflussen, und es aber auch Folgen gibt, die "über die zwei direkt Betroffenen hinausgehen, [indem] sie das Wohl vieler anderer beeinflussen" (Dewey 1927/2001, S. 27). In diesem Fall "bekommt die Handlung einen öffentlichen Charakter" (Dewey 1927/2001, S. 27), egal, ob sie zwischen Ministern, Parteipolitikern, Unternehmern, Twitter-Usern, Bloggern, Facebook-Freunden etc. geführt wird. Diesem Ansatz folgend schlägt Swantje Lingenberg in ihrer Studie zu "Europäischen Publikumsöffentlichkeiten" folgendes Konzept vor: "Öffentlichkeit stellt sich demnach als eine Kommunikationsgemeinschaft von Betroffenen dar, in deren Rahmen die Teilnehmer ihre spezifischen Betroffenheiten artikulieren und politisch adressieren. Die Unterscheidung zwischen privat und politisch wird

⁸ Diese Formulierung in Anlehnung an John Dewey: "Brüderlichkeit, Freiheit und Gleichheit sind getrennt vom Gemeinschaftsleben hoffnungslose Abstraktionen" (Dewey 1927/2001, S. 129).

dabei über die Art und Reichweite von Handlungsfolgen getroffen" (Lingenberg 2009, S. 128). Dieses Konzept einer Publikumsöffentlichkeit, mit einer nicht kategorialen, sondern graduellen Unterscheidung der privaten und der öffentlichen Sphäre und dem Fokus auf die thematisch Betroffenen als Teilnehmer, scheint mir ein Konzept der Öffentlichkeit zu sein, das auch die Neusortierung des Verhältnisses von "privat" und "öffentlich" weiterführen und in politisch-praktischer Absicht beschreiben kann.

John Dewey wagt Anfang des 20. Jahrhunderts die These von einem Verschwinden der Öffentlichkeit. Die These scheint auch am Anfang des 21. Jahrhunderts aktuell, weil das Verschwinden der Öffentlichkeit, wie Michael Hampe hervorhebt, mit einer "Tyrannei der Intimität" (Sennett 1983) einhergeht, "in der die Zur-Schau-Stellungen der Banalitäten und Schrecknisse eines trivialpsychologisch aufbereiteten Privatlebens von Medienstars oder sogenannten 'normalen Menschen' an die Stelle des politischen und kulturellen Austausches treten" (Hampe 2009, S. 301). Und, hier noch wichtiger, sie scheint auch aktuell, weil der Gemeinschaftsbezug öffentlicher Kommunikation durch den individuellen kommunikativen Tunnel und die Personalisierung des Medienzugriffes verloren gehen könnte. Wenn die Öffentlichkeit wirklich durch die geschilderten Beobachtungen bedroht ist, wenn sie also zu verschwinden droht, dann ist unser aller Freiheit bedroht.

Sicher ist "Öffentlichkeit" immer prekär und daraus erklärt sich ja auch die Bedeutung einer pluralen und unabhängigen Medienwelt, vor allem eines professionellen und unabhängigen Journalismus, der die Aufgabe hat, Öffentlichkeit herzustellen. Aber Deweys Verständnis von Demokratie als einer spezifischen Lebenspraxis, als gemeinschaftlich angelegter Versuch, die Welt im Kleinen und Großen humaner zu gestalten, erlaubt einen tieferen Blick: Dewey stellt die Frage, welche Bedingungen vorliegen müssen, damit eine Große Gesellschaft zu einer Großen Gemeinschaft wird. In modernen Zeiten der Individualisierung mag das anachronistisch klingen, aber es trifft heute auf die Zeichen zu, die uns auf eine durch Algorithmen vorsortierte und individualisierte, personalisierte Medienwelt hinweisen. Öffentliche, durch Medien ermöglichte Kommunikation nimmt aller-

9 Ich wäre nicht so radikal wie Michael Hampe hier klingt, da ich die populären Medienformate als einen wichtigen Teil des kulturellen Austausches und der Wertkommunikation ansehen würde. Andererseits erweist es sich doch nicht selten als schwierig, etwa in bestimmten Fernsehformaten Elemente des politischen und kulturellen Austausches zu erkennen.

orten zu, wir lesen mehr, schauen mehr fern und verbringen mehr Zeit in Online-Netzwerken. Aber sind diese Kommunikations-Räume der digitalisierten Medienwelt, die "onlinebasierten Öffentlichkeiten" (vgl. Schmidt 2013) in denen wir uns tagein-tagaus bewegen, Orte, an denen wir uns gemeinschaftlich über die moralischen, sozialen und politischen Bedingungen und Folgen unserer Existenz verständigen können?

5. Handlungsperspektiven: Zukunft öffentlicher Kommunikation

Ist also die Zukunft der öffentlichen Kommunikation im Internetzeitalter eine düstere Zukunft? Droht uns durch Personalisierung des Medienzugangs und durch die fleißig durchs Netz krabbelnden Algorithmen ein Verschwinden der Öffentlichkeit? Die enorme Menge von (teil-)öffentlicher Kommunikation in den Social Media zu politischen Fragen, etwa jüngst bei der Occupy-Bewegung in der Türkei und in Brasilien, ist bemerkenswert. Unter diesem Eindruck kann man durchaus hoffnungsvoll sein, dass sich mit Hilfe des Internets eine Medienöffentlichkeit bildet, die den Kriterien eines weiten, pluralen und offenen Kommunikationsraums zur gemeinschaftlichen Verständigung genügt. Sicher aber entsteht er nicht gleichsam wie von selbst. Wie also kann dieser weite, plurale und offene Kommunikationsraum, in dem die "Teilnehmer ihre spezifischen Betroffenheiten artikulieren und politisch adressieren" (Lingenberg 2009, S. 128), gesichert werden? Vier Dinge können in Form eines Ausblicks aufgeführt werden:

- 1. Zunächst ist auf die Forschungsperspektiven in diesem Feld hinzuweisen: Das Stichwort "Big Data" verweist auf die ungeheuer großen Datenmengen, die bei der Internetkommunikation entstehen. Die Unternehmen, wie die Big Four Google, Apple, Amazon und Facebook, verdienen mit diesen riesigen Datenmengen ihr Geld. Die Daten aber zu einem gesellschaftliche Nutzen zu erforschen und zu interpretieren, da ist die Forschung noch weit entfernt. Hier, in der Auswertung großer Datenmengen der öffentlichen Kommunikation, besteht für die Wissenschaft großer Handlungsbedarf (vgl. Bennett 2013).
- 2. Keinesfalls sollte man davon ausgehen, dass im Internetzeitalter der professionelle Journalismus überwunden werden kann oder gar sollte. Vor allem die Informations- und Kritikfunktion der öffentlichen Kommunikation ist abhängig vom professionellen Journalismus. Viele der erwähnten Occupy-Tweets bezogen sich auf Nachrichten der klassischen, großen Qualitätsmedien. Allerdings

- ist Journalismus teuer. Die Branche steckt immer noch in einem enormen Umbruch und ist durch ihre Werbefinanzierung abhängig von Wirtschaftswachstum. 10 Aus guten Gründen gibt es keine öffentlich-rechtliche Presse, aber bei allen Schwierigkeiten, die auch der öffentlich-rechtliche Rundfunk heute hat, ist er doch wichtig für eine funktionierende Medienöffentlichkeit in Deutschland. Politisch muss jedenfalls gut beobachtet werden, ob Journalismus noch finanziert werden kann. Falls nicht, ist über Stiftungsmodelle nachzudenken, die Staatsferne sicherstellen, private und wirtschaftliche Unternehmungen nicht behindern oder benachteiligen, dabei aber den Journalismus unterstützen können.
- 3. Angesichts der Personalisierung des Medienzugangs gilt es, Regelungen einzuführen, die etwa Suchmaschinen dazu verpflichten, dass diese Personalisierung auf Nutzerwunsch leicht ausgeschaltet oder gar nicht erst eingeschaltet werden kann (also ein Opt-In für die Personalisierung eines Suchergebnisses). Es müsste im Browser auch immer die Möglichkeit geben, ohne Vergangenheit zu agieren, den Algorithmen also zu verheimlichen, wer man ist, welche Interessen man hat und was man in der Vergangenheit gekauft oder angeklickt hat. Anonymität ist zentral für die Meinungsfreiheit. Die damit verbundenen Risiken, etwa weniger Sicherheit oder vermehrte Pöbeleien, muss eine Gesellschaft zu Gunsten einer freien öffentlichen Kommunikation aushalten können (vgl. Gieseler im Druck 2013). Letztlich geht diese Forderung in Richtung einer gesellschaftlichen Kontrolle der Algorithmen. "Es braucht", so Stefan Noller bei der Konferenz "re:publica" 2013, "eine gesetzliche Verpflichtung für Unternehmen, Algorithmen oder wenigstens deren Prinzipien offenzulegen und kontrollierbar zu machen."11 Wie das allerdings institutionalisiert werden kann und wie sehr das mit staatlichen Eingriffen in die Wirtschafts- und Medienfreiheit verbunden ist, kann im Moment noch nicht recht überblickt werden.
- 4. Damit die Möglichkeiten des anonymen Mediengebrauchs im Internet wahrgenommen werden, braucht es freilich auch Menschen, die einsehen können, warum das sinnvoll ist. Der in dieser Hinsicht sensibilisierte Nutzer ist ein Idealbild und die dafür notwendige Reflexionskompetenz entsteht nicht von alleine. Der Ruf nach mehr und besserer, auf die digitale Welt ausgerichtete Medienbildung ist

¹⁰ Die Paywall als alternatives Geschäftsmodell zur Werbefinanzierung (jetzt etwa beim Springer-Verlag) scheint ebenfalls nicht alle Probleme lösen zu können.

¹¹ Die Algorithmen-Ethik war explizit Thema bei der "re.publica" 2013, vgl. https://re-publica.de/sessions/algorithmen-ethik, zuletzt aufgerufen am 3.7.2013.

wohlfeil, bleibt aber zentral. Das Hamburger Hans Bredow Institut arbeitet an einem Projekt mit dem Namen "Code Literacy" (http://codeascontrol.wordpress.com), in etwa übersetzbar mit Algorithmenkompetenz. Wenn "Code Gesetz ist", Software also unsere Kommunikation strukturiert, kann eine Befreiung vom Code nur durch ein Wissen darum geschehen, mit was man es hier zu tun hat. Nele Heise nennt es im Kontext des Projektes des Bredow-Instituts "digitale Staatsbürgerkunde" und "digitale Mündigkeit" (vgl. Beuth 2013), was treffende Formulierungen sind, weil sie die Bedeutung einer Algorithmen-Ethik für die individuelle und politische Sphäre verdeutlichen. Insofern sind die Bemühungen um eine Code Literacy, eine Algorithmenkompetenz, tatsächlich entscheidend. 12

Statt der Enge des individuellen, durch Algorithmen geführten Mediengebrauchs also die Weite einer offenen und gemeinschaftlichen Kommunikationswelt: Das ist das medienethische Kriterium, für das hier argumentiert wurde und mit der die Veränderungen in der Gesellschaft beobachtet und medienethisch kritisiert werden sollten.

Literatur

- Benedek, Wolfgang (2013): Menschenrechte in der Informationsgesellschaft. In: Schüller-Zwierlein, André/Zillen, Nicole (Hg.): Informationsgerechtigkeit. Theorie und Praxis der gesellschaftlichen Informationsversorgung. Berlin, S. 69-88.
- Bennett, Lance W. (2013): Changing Societies, Changing Media Systems: Challenges for Communication Theory, Research and Education. Center for Communication & Civic Engagement (Working Paper, 2013-1). Online unter http://ccce.com.washington.edu/projects/assets/working_papers/Bennett-Changing%20SocietiesChangingMedia-CCCE-WP2013-1%20.pdf (zuletzt aufgerufen am 14.5.2013).
- Beuth, Patrick (2013): Raus aus der digitalen Unmündigkeit. In: "Zeit-Online" vom 6.5. Online unter www.zeit.de/digital/internet/2013-05/republica-code-literacy-algorithmen-ethik/komplettansicht (zuletzt aufgerufen am 3.7.2013).
- Bruns, Axel (2008): Blogs, Wikipedia, Second Life, and beyond. From production to produsage. New York, NY.
- 12 Dabei kann angeknüpft werden an Bemühungen, das Literacy-Konzept medienethisch fruchtbar zu machen. Mein Verständnis von Literacy als "Konzept für allgemeine kommunikative Teilnahmemöglichkeiten (im Sinne einer aktiven, auch kritischen Beteiligung) in Relation zu je spezifischen gesellschaftlichen Verhältnissen" (Filipović 2009, S. 167, vgl. auch Filipović 2007, S. 252–256) weist in diese Richtung.

- Bundesverfassungsgericht, vom 15.12.1983, Aktenzeichen 1 BvR 209, 269, 362, 420, 440, 484/83, "Volkszählungsurteil".
- Bunz, Mercedes (2012): Die stille Revolution. Wie Algorithmen Wissen, Arbeit, Öffentlichkeit und Politik verändern, ohne dabei viel Lärm zu machen. Berlin.
- Dewey, John (1984): The Public and its Problems. In: Dewey, John: The Later Works. Vol. 2. Hg. v. Jo Ann Boydston. Carbondale, Edwardsville, S. 235-372 (zuerst 1927).
- Dewey, John (2001): Die Öffentlichkeit und ihre Probleme. Berlin/Wien (zuerst 1927).
- Donk, André/Marcinkowski, Frank/Trappel, Josef (2012): Konzentration, Selbstverständnis und innere Demokratie. Nachrichtenmedien und ihr Beitrag zur Demokratie im internationalen Vergleich. In: Medien & Kommunikationswissenschaft, 60 Jg., H. 4, S. 501-519.
- Filipović, Alexander (2007): Öffentliche Kommunikation in der Wissensgesellschaft. Sozialethische Analysen. Bielefeld.
- Filipović, Alexander (2009): Literacy und die Bedeutung gesellschaftlicher Beteiligung. Medien- und bildungsethische Überlegungen. In: Wimmer, Michael/Pongratz, Ludwig/Reichenbach, Roland (Hg.): Medien, Technik und Bildung. Paderborn u. a., S. 159-173.
- Filipović, Alexander (2013): Individualismus vernetzt. In: Katechetische Blätter, 138 Jg., H. 3, S. 164-169.
- Gieseler, Christoph (2013 im Druck): Klarnamenpflichten vs. Anonymität im Internet: Das Grundrecht auf Nichtidentifizierung. In: Emmer, Martin/Filipović, Alexander/Schmidt, Jan-Hinrik/Stapf, Ingrid (Hg.): Echtheit, Wahrheit, Ehrlichkeit. Authentizität in der Online-Kommunikation. Weinheim
- Hampe, Michael (2009): Editorial. In: Allgemeine Zeitschrift für Philosophie, 34 Jg., H. 3, S. 299-303.
- Hauck, Mirjam (2013): Bots schreiben das Netz voll. In: Sueddeutsche.de vom 18.6. (Digitalblog). Online unter http://sz.de/1.1699380 (zuletzt aufgerufen am 25.6.2013).
- Honneth, Axel (1999): Demokratie als reflexive Kooperation. John Dewey und die Demokratietheorie der Gegenwart. In: Brunkhorst, Hauke/Niesen, Peter (Hg.): Das Recht der Republik. Frankfurt a. M., S. 37–65.
- Honneth, Axel (2011): Das Recht der Freiheit. Grundriß einer demokratischen Sittlichkeit. Berlin.
- Imhof, Kurt (2008): Theorie der Öffentlichkeit als Theorie der Moderne. In: Winter, Carsten/Hepp, Andreas/Krotz, Friedrich (Hg.): Theorien der Kommunikationsund Medienwissenschaft. Grundlegende Diskussionen, Forschungsfelder und Theorieentwicklungen. Wiesbaden, S. 65-89.
- Lingenberg, Swantje (2009): Europäische Publikumsöffentlichkeiten. Ein pragmatischer Ansatz. Wiesbaden.
- Noller, Stephan (2012): Relevanz ist alles. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 23.10.2012, S. 28.

- Pariser, Eli (2012): Filter Bubble. Wie wir im Internet entmündigt werden. München. Passig, Kathrin (2012): Warum wurde mir ausgerechnet das empfohlen? In: Sueddeutsche.de vom 10.1.2012. Online unter http://sz.de/1.1253390 (zuletzt aufgerufen am 8.7.2013)
- Pörksen, Bernhard (2012): Die Wutmaschine. In: Süddeutsche Zeitung vom 22.12.2012, S. 2.
- Rainie, Harrison/Wellman, Barry (2012): Networked. The new social operating system. Cambridge.
- Schmidt, Jan-Hinrik (2013): Onlinebasierte Öffentlichkeiten: Praktiken, Arenen und Strukturen. In: Fraas, Claudia/Meier, Stefan/Pentzold, Christian (Hg.): Online-Diskurse. Theorien und Methoden transmedialer Online-Diskursforschung. Köln, S. 35-56.
- Sennett, Richard (1983): Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Frankfurt a. M.

Joan Hemels

Religion in der Medienöffentlichkeit der Niederlande

Beobachtungen vor und nach Skandalfällen

Sind Religionsgemeinschaften in den Niederlanden noch Mitgestalter oder bereits Außenseiter bei öffentlichen Diskussionen? "Mitgestalter" soll heißen, dass die Religionsgemeinschaften ständig inhaltliche Spuren in den klassischen und neuen Medien (religiöser sowie säkularer Richtung) hinterlassen und so dauerhaft auf die öffentliche Debatte und Meinungsbildung hinsichtlich ethischer und religiöser Fragen einwirken. Öffentliche Präsenz ist ein Zeichen für die Vitalität und Wirksamkeit der Religionen außerhalb der Privatsphäre. Kirchen und religiöse Bewegungen spielen bewusst und zielorientiert eine nicht unerhebliche Rolle in der Gesellschaft.

Die Debatte über die Zunahme der Säkularisierung der Gesellschaft einerseits und die Endzeit der Religionen andererseits – einhergehend mit dem ständigen Verlust an Kirchgängern in Westeuropa - spielte im niederländischen Journalismus bis Mitte der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts eine große Rolle, wenn nicht gar eine Hauptrolle. Der Auftritt evangelikaler christlicher Bewegungen Ende des 20. und des islamischen Fundamentalismus am Beginn des 21. Jahrhunderts brachten neue Impulse. Als Terrordrohungen seitens islamischer Extremisten seit 2001 fast zur öffentlichen Tagesordnung gehörten, bekam die politische Debatte über die gesellschaftliche Bedeutung der Religion – manchmal auch in den Medien – vorübergehend eine tendenziöse, ablehnende Haltung. Das Unbehagen über die in den Großstädten Rotterdam, Amsterdam, Den Haag und Utrecht konzentrierten Einwanderer wurde erkennbar und die Erfordernis der Multikulturalisierung der Gesellschaft infrage gestellt. Das Schweigen, insbesondere in der Politik, zum Scheitern der herkömmlichen Integrationspolitik in Bezug auf Einwanderer aus islamischen Staaten und Regionen wurde durch die Ermordung des Politikers Pim Fortuyn (2002) und des Filmemachers Theo van Gogh (2004) zwar beendet, aber Übereinstimmungen und Kompromisse im Hinblick auf Lösungen lassen sich bis heute kaum finden. Die beiden Morde und die Auswanderung der Politikerin und Islamkritikerin Ayaan Hirsi Ali (2006) in die Vereinigten Staaten erregten international Aufsehen. Der rechtspopulistische Politiker Geert Wilders wurde ab 2004 in den Niederlanden und und darüber hinaus zum populären Islamkritiker.

Das Ringen mit dem Islam macht klar: Religion und Kultur – oder religiöse Kultur – gehören zusammen. Für Denis McQuail ist Kultur, wenn sie als Prozess interpretiert wird, etwas Künstliches und Symbolisches im Kontext der Medienöffentlichkeit. Allgemeiner gesagt gehören zur Kultur auch Gewohnheiten, Bräuche und Vorstellungen, die mit dem Prozess der Massenkommunikation verbunden werden können.¹ Dieser Kulturbegriff als ein zusammenhängendes Ganzes, auch an Werten, Interpretationen und Ideologien in einer bestimmten Gesellschaft, macht die Aufgabe des Journalismus, sich damit zu beschäftigen, zwar schwieriger, aber auch umso wertvoller.

Selbst wenn Menschen behaupten, dass geistige und religiöse Kommunikation sie nicht "betrifft", stellt sich die Frage, ob es sich um eine Pose oder eine Momentaufnahme handelt. Was als fremd angesehen wird, beispielsweise als außerhalb des Christentums befindlich, kann Vorurteile verfestigen. In einem traditionell christlichen Land wie den Niederlanden haben sich viele junge Menschen von christlichen Symbolen und Ritualen entfremdet, wie etwa bei Beerdigungen in einem katholischen Umfeld zu beobachten ist.

Diese Erosion macht auch Journalisten, die sich mit der Vielfalt von religiösen Überzeugungen beschäftigen, zu schaffen. Religiöse Gefühle und Überzeugungen gehören zu der umkämpften Kategorie des "Glaubens", genau wie politische Ideen und Denkweisen zur Kategorie der ständig diskutierten "Ideologien" gehören. Auch wenn, zum Teil wegen der Medienkultur, ein Prozess der kulturellen Vereinheitlichung stattfindet, wird es immer noch möglich sein, zwischen verschiedenen – vielleicht noch religiös geprägten – Subkulturen und Lebensstilen zu unterscheiden.

Die multireligiöse Gesellschaft als Herausforderung

Bei dem skizzierten Themenkreis handelt es sich zweifelsohne um wichtige Entwicklungen und Themen, die Wissenschaftler, Politiker und Journalisten inzwischen ständig herausfordern, die Dynamik von Ethik und Religion in der für "postmodern" erklärten Gesellschaft neu zu überdenken. Integrationsfähigkeit, Toleranz, Dialogbereit-

1 Denis McQuail: McQuail's mass communication theory. London/Thousand Oaks/ New Dehli ⁵2005, S. 553. Siehe zur Thematik Religion, Kultur und Medien insbesondere Jolion P. Mitchell/Sophia Marriage (Hg.): Mediating religion. Conversations in media, religion and culture. Edinburgh 2003; Birgit Meyer/Annelies Moors (Hg.): Religion, media and the public sphere. Bloomington 2006. schaft, Wertewandel und Religion (Christentum, Islam und Judentum) haben Konjunktur. Der niederländische Journalismus hatte die Aktualität verschiedener ethischer Fragen bereits erkannt und die Suche vieler Erwachsener innerhalb und außerhalb der Kirche nach Sinn, Spiritualität und Religiosität aufgegriffen, als kurz nacheinander Skandalfälle im Bereich der katholischen Kirche Anfang 2010 hohe Wellen schlugen.

Wie man der Bibel entnehmen kann, trägt der Mensch sein Glück nicht ohne Risiken in Tongefäßen mit sich. Dies gilt für alle Zeiten, auch für das Zeitalter der Medien und des Internets. Wer als Politiker, Geschäftsmann, Bankier oder Bischof erst einmal in das Kreuzfeuer der Journalisten geraten ist, braucht nicht nur starke Nerven, sondern auch gute Pressesprecher. Wer einen guten Ruf besitzt, wird früher oder später die Wahrheit dieser alten Redensart entdecken: Der Ruf kommt zu Fuß, flieht jedoch zu Pferde. Risikokommunikation ist eine der wichtigsten Spezialisierungen der Kommunikationsberater, die sich freiberuflich mit Öffentlichkeitsarbeit beschäftigen. Nur sind diese Fachleute meist zu teuer für kirchliche Einrichtungen. Da in den Niederlanden keine Kirchensteuerpflicht besteht, sind Religionsgemeinschaften von freiwilligen Beiträgen ihrer Kirchenmitglieder bzw. von Spenden abhängig. Deshalb können Kirchen nur bescheidene Aktivitäten auf dem Sektor von Kommunikations- und Themenmanagement, Public Relations, Interessenvertretung und Journalismus organisieren.

Der kirchlichen Kultur des Schweigens und Verschweigens steht das Prinzip der Transparenz gegenüber. Es geht dabei um Öffnung und Offenheit ohne Geheimnisse, so wie das mit der Modernität schon lange vertraute Publikum es von allen Nichtregierungsorganisationen zu recht fordert. Das den Bischöfen zur Verfügung stehende Budget führt verständlicherweise zu einer begrenzten Anzahl von Pressesprechern und Kommunikationsberatern – vergleicht man die Personalstärke mit Beraterzahlen etwa aus der Wirtschaft, auf verschiedenen Regierungsebenen oder bei Nichtregierungsorganisationen, die im Sozialbereich tätig sind. Eine Entschuldigung für das Fehlen einer pro-aktiven Kommunikationsstrategie dürfen diese finanziellen Einschränkungen jedoch nicht sein. Und vielleicht noch wichtiger: Die Bischöfe selbst sollten ihr Selbstbewusstsein und das Selbstverständnis, die wichtigsten Kommunikatoren ihrer Glaubensgemeinschaften zu sein, stärken und systematisch weiterentwickeln.

Den Titel "Neuanfang oder Schwanengesang?" habe ich mit einem Fragezeichen versehen, als ich 2010 in Erfurt einen Vortrag über das

Thema dieses Beitrags hielt.² In Bezug auf die Frage, wie einerseits kirchliche und nicht-kirchliche Meinungsführer ihre Medienarbeit leisten und sich andererseits Journalisten in den Niederlanden mit Religion und immer öfter auch mit Spiritualität auseinandersetzen, werde ich drei Jahre später aufs Neue versuchen, Bilanz zu ziehen. Der Blick in die Zukunft ist mit Unsicherheiten verbunden: Erstens, weil ich wegen mehrerer Zwischenfälle und der überdimensionierten Medienaufmerksamkeit gegenüber den Missbrauchsfällen in der katholischen Kirche zwischen Optimismus und Pessimismus hin und her gerissen werde. Zweitens, weil bestimmte Entwicklungsfaktoren sich selbst kurzfristig kaum einschätzen lassen.

Enttäuschung über die öffentliche Debatte im Internet

Die christliche Religion ist für die Niederländer auch gegenwärtig noch eine Angelegenheit, die ernst genommen wird – trotz der vermeintlich oder tatsächlich fortschreitenden Säkularisierung der Gesellschaft und der Versuche einzelner Meinungsführer, alle Religionen aus der öffentlichen Domäne zu verdrängen. In der gesellschaftlichen Debatte, die von den klassischen Massenmedien gespeist wird, stehen ethische Fragen, religiöse Themen, religiös fundierte Sitten und Bräuche, Meinungs- und Wertebildung sowie Reflexion über Grundrechte und Bürgerpflichten seit fast fünfzehn Jahren wieder auf der Agenda. Es handelt sich dabei um Nachrichten, Berichte, Hintergrundinformationen, Nachrichtenanalysen und Kommentare der Redaktionen. Außerdem tragen Experten mit ihren Beiträgen in Tageszeitungen, Meinungswochenblättern oder Online-Foren zur Meinungsbildung bei. Leser reagieren ebenfalls gerne und in vielfältiger Weise. Dabei geht es auch um die Beteiligung am online geführten Meinungsaustausch. der durch traditionelle Massenmedien, Interessengruppen, Kirchen oder One-Issue-Communities im Internet gefördert wird.

Leider erfahren Initiatoren niederländischer kirchlich-religiöser Websites mit einem Diskussionsforum und Redaktionen der Tages-

2 Vom 5. bis 6. Februar 2010 wurde an der Universität Erfurt die internationale Tagung "Religion in der niederländischen Gesellschaft. Mitgestalterin oder Außenseiterin?" von den Lehrstühlen für Kirchenrecht (Prof. Dr. Myriam Wijlens) und Liturgiewissenschaft (Prof. Dr. Benedikt Kranemann) veranstaltet. Für die Bearbeitung des vorliegendes Textes habe ich mich inspirieren lassen von dem Erfurter Sammelband mit dem Titel: Religion –Kultur – Bildung. Religiöse Kulturen im Spannungsfeld von Ideen und Prozessen der Bildung, herausgegeben von Benedikt Kranemann/Vasilios N. Makrides/Andrea Schulte, Münster 2008 (= Vorlesungen des Interdisziplinären Forums Religion der Universität Erfurt 5).

zeitungen, die die Online-Debatte fördern, jeden Tag aufs Neue, wie unsachlich, emotional und sogar aggressiv oft auf Blogs reagiert wird. So vermutet der ehemalige Leserredakteur ("Ombudsmann") der überregionalen Tageszeitung "de Volkskrant", Thom Meens, dass diese "Verschmutzung" nicht so sehr von den eigenen Abonnenten verursacht wird, sondern hauptsächlich von Außenseitern stammt, die weder eine Leserbindung zu einem bestimmten Titel entwickelt haben, noch häufige Leser sind, möglicherweise überhaupt keine Zeitung lesen, jedoch viel Freizeit surfend im Internet verbringen, um ihre populistischen ausländer- und islamfeindlichen "Internetabfälle" zu verbreiten. In der Ausgabe seiner Rubrik vom 27. März 2010 überlegt Meens ernsthaft, ob sein Blog künftig eingeschränkt und somit nur für eine interne Zielgruppe zugänglich gemacht werden sollte. Seine Redaktion sei müde geworden, die Beiträge im Internet ständig moderieren oder gar zensieren zu müssen.³

Die Euphorie über Qualität und Transparenz der Online-Diskussion zu aktuellen, mit Emotionen verbundenen, politischen und religiösen Fragen der multikulturellen und multireligiösen Gesellschaft scheint in den Niederlanden ohnehin unter einen gewissen Druck geraten zu sein. Dieser Tatbestand trifft nicht nur auf den Journalismus und die Journalisten zu. Beispielsweise untersuchte Tamara Witschge in ihrer Amsterdamer Dissertation, ob und wie ethnische Minderheiten oder ausländische Nationalitäten in den niederländischen Medien positiv oder negativ dargestellt werden. Ihre Forschungsfrage lautet: "In welchem Umfang sind verschiedene Akteure und Blickwinkel in der Online-Diskussion über Migration vertreten, und wie lässt sich das mit der Darstellung in Zeitungen vergleichen?"⁴

Witschge schlussfolgert, dass im Internet noch keine wirklich offene Debatte stattfindet. Die Ursachen hierfür bestünden insbesondere in menschlichen Unzulänglichkeiten. Niemandem falle es leicht, sich gegenüber jemandem, der einer anderen politischen, kulturellen oder religiösen Gruppe angehört, zu präsentieren. Das gilt vor allem dann, wenn es sich um Minderheiten handelt, die ihre Rechte in der Gesellschaft einfordern. Der Zugang zu Online-Debatten sei zwar einfacher, wenngleich ein Internetzugang dafür Voraussetzung ist. Jedoch bleiben die Gegenargumente in Online-Diskussionen innerhalb der Grenzen des niederländisches Rechtssystems und dessen, was als nieder-

³ Thom Meens: Bagger op het blog. In: de Volkskrant vom 27. März 2010.

⁴ Vgl. Tamara Witschge: (In)difference online. The openness of public discussion on immigration [Dissertation Universiteit van Amsterdam/The Amsterdam School of Communication Research (ASCOR)]. Amsterdam 2007.

ländische Kulturwerte und gilt. Eine wirkliche Alternativposition gibt es nicht. Und "die anderen" sind nicht in der Debatte vertreten. Für sie kann weder Engagement noch Verständnis etabliert werden. Seine/ihre Position wird nicht erwähnt (obwohl sogar von denjenigen, die in der Debatte präsent sind, darüber spekuliert wird). Auf diese Weise bleiben Ängste, Frustrationen und Vorurteile über die anderen ungelöst und man stellt sich nicht der Herausforderung.⁵

Alternative für das Predigen in einer leeren Kirche?

Der frühere Online-Chef der "Süddeutschen Zeitung", Hans-Jürgen Jakobs, rief 2009 Henri Nannen in Erinnerung. Der Gründer des "Stern" vertrat eine einfache Redaktionsrichtlinie: "Wer predigen will, der muss dafür sorgen, dass die Kirche voll ist." In den ersten Jahrzehnten nach dem Kriegsende 1945 genügte es, inhaltlich attraktive Stoffe in den Massenmedien zu veröffentlichen. Dem Publikum konnte man auch schwierigere Themen präsentieren. Wie aber, so fragte Jakobs sich, ist das in einer Welt, in der der Computer die Grundlage für die Verbindung von Millionen von Menschen bildet – kurzum, in der für junge Leute das Internet zum Leitmedium geworden ist - und in der, um in der Sprache Nannens zu bleiben, die Kirche leer bleibt?6 Jakobs meint: All jene, die die Kirche nicht mehr voll bekommen, werden sich stärker zur Gemeinde hinbewegen müssen, also Teil all jener Communities und Plattformen werden, die sich in den vergangenen Jahren entwickelt haben. Sie werden hier, wie Jakobs betont, für ihre Inhalte werben müssen, um mit ihren konventionellen Medien weiter vorankommen zu können.

Wenn die Kirche leer bleibt, muss man sich zu den Menschen hinbewegen. Einverstanden – aber Kirchen wie die niederländische ohne Kirchensteuer werden gar nicht oder kaum in der Lage sein, eine eigene digitale Parallelwelt zu schaffen, um ihre Botschaft über die sozialen Netzwerke wie Facebook oder über Videoplattformen wie Youtube neu zu beleben. Sie können jedoch versuchen, ihr Angebot über ihre Websites und andere Online-Informationsquellen wie Wikipedia zur Verfügung zu stellen.

Bei einer Kirche mit ehrenamtlichen Mitarbeitern und vor allem Mitarbeiterinnen, wie der niederländischen katholischen Kirchenpro-

⁵ Ebd., S. 100.

⁶ Hans-Jürgen Jakobs: Generation Online – Anforderungen an das Medium der Zukunft. In: MUT – Medien und Transformation. Sonderbeilage zu den Medientagen München. 28.-30.10.2009, S. 6.

vinz und der protestantischen Kirchen, handelt es sich um Glaubensgemeinschaften ohne jährliche Einnahmen aus Kirchensteuern und ohne substantielle Ressourcen für eigene Medien und professionelle Kommunikationsanstrengungen. Diese Kirche ist vor allem vom guten Willen der Redaktionen kommerzieller und nicht-kommerzieller Printmedien, Hörfunk und Fernsehen abhängig. Zusätzlich bietet das Internet Möglichkeiten, die auch genutzt werden. Die Kirchen haben ihre eigenen Websites. Und es gibt Privatinitiativen von eingetragenen Vereinen oder von anderen nicht-kommerziellen Organisationen. Das Angebotsspektrum dieser Anbieter bewegt sich in einer Spannbreite von qualitativ hochwertigen kritischen Informationen und Diskussionsbeiträgen bis zu fundamentalistischen, manchmal sogar aufhetzenden Botschaften. Klassische und neue Medien sind also ein Vehikel für das Gute und das Böse, das Lobenswerte und das Verwerfliche – alles im Sinne des Wahrnehmers, wie Thomas von Aquin schon lehrte.

Journalismus in einem niederländischen Kontext

Die niederländischen orthodox-protestantischen, "reformierten" Christen und die Katholiken schafften ihre politische, kulturelle und wirtschaftliche Emanzipation in einem bürgerlich-protestantischen Umfeld – unter Zuhilfenahme eigener Zeitungen, Zeitschriften, Schulen, Universitäten, Gewerkschaften, politischer Parteien, Rundfunkorganisationen, Sportvereinen usw. – dadurch, dass sie sich seit 1870 im eigenen Kreis organisierten. Diese als "Versäulung" angedeutete Entwicklung stärkte die eigene Bevölkerungsgruppe. Die Elite der eingangs genannten zwei religiösen Gruppierungen wirkte gemeinsam und arbeitete dabei auch mit Sozialdemokraten und mit Bürgerlich-Liberalen zusammen, insbesondere in der Politik.⁷ Die Medien prägten die eigene Identität und stellten sich der Aufgabe, die kirchlichen Ziele zu propagieren und kirchliche Interessen zu verteidigen.⁸

Seit Mitte der 1960er-Jahre vollzog sich ein Prozess der "Entsäulung". Einerseits führte dieser Prozess zum kurzfristigen Wiederaufleben des Katholizismus bei gleichzeitiger Befreiung von Zwang und Gehorsam. Das Zweite Vatikanische Konzil war in den Niederlanden auch von den Medien mit Begeisterung verfolgt worden. Die

⁷ Vgl. Walter Goddijn/Jan Jacobs/Gérard van Tillo (Hg.): Tot vrijheid geroepen. Katholieken in Nederland: 1945-2000. Baarn 1999.

⁸ Vgl. Joan Hemels: Massamedia. In: Goddijn a.a.O. (siehe Anm. 7), S. 137-150, 251-262, 367-375 und 477-485.

niederländischen Wünsche nach Abschaffung des Zölibats und einer Demokratisierung der Kirche auf allen Ebenen erfüllten sich nicht. Zeitgleich entstand mit der "Entsäulung" ein hoher Grad religiöser Unentschlossenheit. Mit der Tendenz zur Individualisierung verband sich das Bedürfnis, sich von der Kirche als Institution zu distanzieren. Die Zahl der Kirchengänger nahm stetig ab. Spannungen zwischen konservativen und fortschrittlichen Katholiken verursachten eine unerfreuliche Polemik, von der Außenseiter zynisch sagten: "Siehe, wie sie einander lieben." Zwischen der niederländischen Kirchenprovinz und dem Vatikan häuften sich in den 1970er-Jahren die Probleme, zum Beispiel anlässlich umstrittener Bischofsernennungen. Das alles führte dazu, dass Papst Johannes Paul II. 1985 in den Niederlanden in einem kalten, fast feindlichen Ambiente empfangen wurde.

Über Zwischenfälle im kirchlich-katholischen Bereich wurde ausführlich berichtet – immer häufiger von Berichterstattern ohne Bezug zum Katholizismus und ohne Kenntnis seiner Eigenarten. In den 1980er-Jahren verschwanden Experten auf dem Gebiet von Kirche und Religion aus dem Tageszeitungsjournalismus. Gleichgültigkeit gegenüber Religiösem machte sich unter niederländischen Intellektuellen, Politikern, Künstlern, Fernsehpersönlichkeiten und Autoren breit und schuf ein Klima des Schweigens derjenigen, die eigentlich anders dachten. Dieses postmoderne Verhalten basierte sogar auf kultureller Relativierung oder wurde als Toleranz gepriesen. Von diesem historischen Standpunkt aus begann in den Jahren um 2000 ein neues Zeitalter. Es war ein Zeitalter, in dem der Journalismus anfing, Religionen, Kirchen und verschiedene Formen der Spiritualität in einer unvoreingenommenen Weise zu betrachten. Die ersten Vorzeichen hatte man schon Mitte der 1990er-Jahre wahrnehmen können. Die Wiederentdeckung betraf zunächst nur das Christentum: Sie führte zu einer offener Diskussion über die Bedeutung von Religion im öffentlichen Bereich, aber manchmal auch über Glauben als Sprengsatz für Verfolgung und Krieg. Ab 2001 belebten der Islam und die Bedrohung durch eine Islamisierung der als christlich verstandenen niederländischen Gesellschaft die Debatte, nachdem diese Thematik einige Jahrzehnte tabuisiert worden war.

9 Ausführlicher behandelt in Joan Hemels: Geloven in communicatie. Religie in de media. Kampen 2009; sowie ders.: Journalistiek en religie in de actuele cultuurbeleving. Amsterdam 1999. Auch im politischen Bereich wurde die öffentliche Debatte über Normverwässerung und die Bedeutung von Moral und Werten gefördert. Siehe dazu: L. M. [Bertus] de Rijk: Religie, normen, waarden. Een kritische blik op een maatschappelijk debat. Amsterdam 2006. Die fast nostalgische Entdeckung der "Rückkehr von Gott" in den Niederlanden in den 1990er-Jahren und die öffentliche Debatte über die "Rückkehr der Religionen" seit Anfang des 21. Jahrhunderts machten Schriftsteller, Journalisten und andere Meinungsbildner neugierig auf Religion und Spiritualität. Sie waren von dem Wiederaufleben des Christentums im Denken und Handeln vieler Niederländer überrascht. Festzustellen war ein Verlangen nach Stärke, Energie, Geist der New-Age-Bewegung und anderen spirituellen Quellen. Auffällig waren die Zunahme von evangelikalen Gruppierungen, das Konvertieren zum Katholizismus von einer Vielzahl hoch gebildeter Menschen und ein wiederauflebendes Interesse an einer traditionelleren Liturgie.

Darüber hinaus nutzten in der neuen Situation Atheisten und Freidenker (die häufig als "Säkularisierte" bezeichnet werden und die Ausübung von Religion außerhalb des Privatlebens ablehnen) die Chance, ihre Ansichten zu verbreiten – als Gegengewicht zum kulturell-religiösen Aufleben. Auch die christliche Tageszeitung "Trouw" veröffentlicht regelmäßig Beiträge von Autoren, die sich als Atheisten bekennen. Anhänger der strikten Trennung von Kirche und Staat, die Religion aus dem öffentlichen Leben verbannen wollen, sind in verschiedenen politischen Parteien zu finden.

Die Journalisten der unabhängigen Medien sind im Zeitalter der Entsäulung nicht unbedingt jene "Goodwill-Botschafter", die sich Bischöfe wünschen. Und Bischöfe sind nicht immer jene Würdenträger, die sich Journalisten als Ansprechpartner wünschen. Der 2007 ernannte Erzbischof der Erzdiözese Utrecht, Wim Eijk, wollte in seinen ersten Amtsjahren keinem Journalisten begegnen. Er besaß eine – für die von den Medien geprägte Zeit – unvorstellbare Abwehrhaltung gegenüber der Öffentlichkeit. Die Missbrauchsskandale zwangen ihn letztlich, an die Öffentlichkeit zu gehen, und nachdem er Mitte 2011 den Vorsitz der Niederländischen Bischofskonferenz übernommen hatte, konnte er Journalisten schon gar nicht mehr vor der Tür stehen lassen.

Die Art und Weise wie Eijk, der Anfang des Jahres 2012 zum Kardinal berufen wurde, das Erzbistum reorganisierte und sanierte, schlug in den Medien nicht mehr jene hohen Wellen, die man hätte erwarten können. Diese Tatsache hängt nur zum Teil mit der Abwehrhaltung des Erzbischofs den Journalisten gegenüber zusammen. Wichtiger scheint mir die Tatsache zu sein, dass das Interesse der Medien an einer Kirchenpolitik alten Stils und an dem Verhalten eines eigenwilligen Bischofs definitiv der Vergangenheit angehört. Auf der Tagesordnung der multikulturellen und multireligiösen Gesellschaft stehen grundsätzlich wichtige Themen zu Religion und Kirche – und man kann feststellen: in größerem Umfang als zuvor.

Fünf erneuerte Leitlinien für Religionsjournalismus

Anfang 2010, kurz bevor eine Vertrauens- und Kommunikationskrise die niederländische katholische Glaubensgemeinschaft erschütterte, formulierte eine Gruppe von Religionsjournalisten und -publizisten der jüngeren Generation "Fünf erneuerte Prinzipien für Religionsjournalismus". 10 Sie betrachten sich als Brückenbauer, wenn sie in der von Pluralismus gekennzeichneten niederländischen Gesellschaft über Religionen berichten. Skizziert wird, wie ihr Spezialgebiet sich durch den Druck der "Islamkontroverse" nach dem 11. September 2001 grundsätzlich verändert hat. Kritisiert wird das "übermäßige eindimensionale Identitätsdenken" während des ersten Jahrzehnts des 21. Jahrhunderts - nicht nur im Journalismus, sondern auch in der Politik und in den Schulen. Glaubensüberzeugungen und Gläubige wurden aus Unwissenheit oder der Einfachheit halber "etikettiert", und diese Tendenz verstärkte stereotypes Denken in der Bevölkerung. Vorurteile wurden eher verstärkt als abgebaut. Um aus dieser Sackgasse herauszufinden, liefert die Initiativgruppe der Brückenbauer folgende Empfehlungen:

- Das Prinzip des Respekts für starke Überzeugungen, einschließlich orthodoxer oder fundamentalistischer Orientierungen; für unterschiedliche Auffassungen und Kontraste Respekt zeigen für Religionen mit starkem Wahrheitsanspruch und bindenden Wertemustern, die eine kritische und zugleich respektvolle Annäherung verdienen. Vermeidung einer voreingenommenen Haltung und eines verengten Blicks auf bestimmte Religionen und religiöse Praktiken, gerade wenn sie als fremd erfahren werden. Orthodoxe Glaubensüberzeugungen nicht selbstvertsändlich mit Intoleranz, Aussperrung oder Gewalt verbinden und so Vorurteile verstärken. Ein Plädoyer für Offenheit gegenüber religiösen Traditionen und die Einsicht, dass Religionsfreiheit nicht unbedingt zu einer Einschränkung der Freiheit Nichtgläubiger führt.
- Das Prinzip der Wahrhaftigkeit: auf der Suche nach der Wahrheit zu sein, ohne in Wahrheitsrelativismus stecken zu bleiben. Religion und Journalismus beanspruchen beide für sich, die Wahrheit zu vertreten. Lange Zeit wurde Religionsjournalismus weitgehend von dem Blickwinkel der Kriterien des Aufklärungsdenkens aus bestimmt. Glaubensüberzeugungen wurden an Hand dieser Kriterien geprüft und vom Ergebnis hing es ab, ob sie Aufmerksamkeit

¹⁰ Siehe den vollständigen Text der Erklärung der Brückenbauer: http://www.bruggenbouwers.com/2010/01/11/vijf-vernieuwde-principes-voor-religiejournalistiek/.

- bekamen oder nicht. Die Brückenbauer schlagen vor, "die Wahrheit" ruhen zu lassen und sich grundsätzlich mit der Suche nach "Wahrhaftigkeit" zu beschäftigen.
- Das Prinzip der Ausgewogenheit: journalistische Aufmerksamkeit für Zwischenfälle mit hohem Nachrichtenwert im religiösen Bereich, aber auch für die weniger Aufsehen erregende religiöse Alltagsrealität; eine Ausgewogenheit besonders auch in Hinblick auf Berichterstattung über Anschläge von Extremisten und blutige Rituale, die in den Medien Aufmerksamkeit bekommen, und religiösen Vorstellungen, mit denen man in der Kultur des Westens nicht vertraut ist. Der Journalist könnte Interesse für verschiedene Religionen zeigen und sich öfters bemühen, neben Verum (das Wahre), auch einmal Bonum (das Gute) und Pulchrum (das Schöne) in der religiösen Praxis "exotischer" Religionen zu entdecken.
- Das Prinzip ausreichenden Wissens über Geschichte, Ideen und Praktiken der Religionen. Eine Grundhaltung, die darauf basiert, dass Religion keine Randerscheinung des modernen gesellschaftlichen Lebens ist, sondern einen integralen Bestandteil bildet. Von Journalisten darf erwartet werden, dass sie sich mit den Hintergründen von Religion befassen, welche über Google-Informationen oder Wikipedia-Einträge hinaus gehen. Die Vertiefung des Wissens über verschiedene Religionen und ihre Gläubigen sollte Stereotypenbildung bei Mediennutzern entgegenwirken.
- Das Prinzip der Verständlichkeit mit dem Ziel, einen Brückenschlag zwischen der religiösen und der säkularen Welt, zwischen religiösen und nicht-religiösen Bevölkerungsgruppen zu bilden. Eine gewisse Leichtfüßigkeit und ein gesundes Gefühl für Humor werden von den Initiatoren der Leitlinien als ein Gegengewicht gegen schwermütige dunkle Töne empfohlen.

Journalisten mögen normative Ratschläge und Vorschriften nicht, besonders dann nicht, wenn sie ihnen von Dritten unterbreitet werden. Die fünf Prinzipien jedoch wurden im eigenen Kreis entwickelt. Ihr idealtypischer Charakter lässt sich dabei keineswegs leugnen und darf nicht Hemmschwelle sein für eine breite Diskussion über deren Anwendung im journalistischen Alltag. Journalisten sollten sich mit den Anregungen der Brückenbauer auseinandersetzen, da in den meisten Redaktionen kaum Journalisten arbeiten, die sich schwerpunktmäßig mit Religionen, Religiosität, Kirchen und Spiritualitäten beschäftigen. Im Unterricht der vier Fachhochschulen für Journalismus könnten die als Empfehlungen zu betrachtenden "Prinzipien" das kaum gefragte Fach Berufsethik für Journalisten neu beleben.

Zwei Zwischenfälle und der Missbrauchsskandal

Das Jahr 2010 zeigte sich bald als "annus horribilis" – nicht nur für die katholischen Bischöfe, sondern auch für ihre schrumpfende, noch überwiegend kritische Glaubensgemeinschaft. Zwei Zwischenfälle – als "Affären" etikettierbar – und die Missbrauchfälle im kirchlichen Bereich lösten innerhalb von zwei Monaten eine Kette der Medienaufmerksamkeit aus. Sie werden im Folgenden vorgestellt.

Die "Homohostie"-Affäre

Mitte Februar 2010 stand die katholische Kirche der Niederlande plötzlich im Zentrum der medialen Aufmerksamkeit. Ein im Bistum 's-Hertogenbosch als konservativ bekannter Pfarrer hatte dem Karnevalprinzen seines Dorfes nahegelegt, während der Eucharistiefeier mit dem Thema Fasching am 13. Februar 2010 nicht zur Kommunion zu gehen. Diesen Ratschlag erteilte ihm der Pfarrer mit der Begründung, dass ein homosexueller Lebenswandel nicht mit dem Empfang des Leibes Christi zu vereinbaren sei. Einige Tage später wurde dies über die Medien bekannt. Nicht nur Kreise der Homosexuellen und der Lesben waren empört. Unmittelbare Unterstützung kam ebenso von Politikern, die sich solidarisch erklärten. Auch treue Katholiken regten sich über das Verhalten des Pfarrers auf und waren enttäuscht.

Die erste bischöfliche Erklärung bot dem Pfarrer insofern Rückendeckung, als sie sich de facto nur als eine Bestätigung der Kirchenlehre in Bezug auf die Würde des Empfangens der Kommunion lesen ließ. Die Folge war ein Medienhype – insbesondere nachdem am 21. Februar 2010 das Hochamt vor und im Dom des Bistums durch eine Demonstration gestört worden war. Zuvor hatte der Pressesprecher des Bischofs mitgeteilt, dass es sich um einen Gottesdienst ohne Kommunion für die Gläubigen handeln würde. Damit eskalierte die Affäre. Fotografen und Kameraleute strömten zusammen. Nach Verhandlungen mit Vertretern von Interessenverbänden musste das Bistum einlenken: Bischof Anton Hurkmans hob am 3. März 2010 hervor, jeder Katholik solle mit seinem Gewissen entscheiden, ob die Kommunion in Würde empfangen werden könne oder nicht – unabhängig von der sexuellen Präferenz, könnte man in Gedanken hinzufügen. Es fühlten sich auch nicht-kirchlich wiederverheiratete Geschiedene angesprochen. Leserbriefe zeigten, dass sich diese Katholiken besonders diskriminiert fühlten und im Ergebnis der katholischen Kirche den Rücken kehrten.

Die "Hostie-Affäre" mit ihrem innerkirchlichen Charakter bot Zündstoff für eine Welle von Veröffentlichungen und Debatten im Hörefunk und Fernsehen. Oft war es peinlich, wie über das für gläubige Katholi-

ken "Heilige der Heiligen" in den Medien gesprochen und geschrieben wurde. Die Aufregung war zwar von kurzer Dauer, verursachte jedoch einen erheblichen Verlust an Respekt. Beurteilt man die Geschehnisse im Hinblick auf das Kommunikationsmanagement, so muss man feststellen, dass der Bischof sich erst nach einigen Wochen, und damit viel zu spät, am Verhandlungstisch mit Vertretern der Homosexuellen- und Lesbenorganisationen zum weit verbreiteten pastoralen Standpunkt, Katholiken nicht öffentlich von der Kommunion auszuschließen, bekannte. Schon am ersten Sonntag nach den ersten Medienberichten hätten er oder einer seiner Vikare diese pastorale Haltung als Richtlinie im Dom verkünden und die Kommunion erteilen können. Die Demonstranten in ihrer auffälligen rosaroten Bekleidung vor und im Dom hätten dann, gestärkt durch eine als Erwachsenenkatechese einzustufende Predigt, beruhigt heimkehren können. Die anwesenden Journalisten hätten die bischöfliche Stellungnahme als gute Botschaft verbreiten können. Ehemalige Katholiken und Kritiker der katholischen Glaubensgemeinschaft wären in der Lage gewesen, nochmals nachzudenken über ihre feste Überzeugung, die Kollision zwischen der Geradlinigkeit eines Pfarrers und (vorübergehend) seines Bischofs sei eine Bestätigung ihrer Auffassung über die Härte einer Kirche, die Nächstenliebe als höchstes Gebot predigt.

Die Kirchenliederzensur

Kaum war dieser "Betriebsunfall" aus den Medien verschwunden, da kündigte sich ein neues Thema an, das die ganze katholische Kirchenprovinz betraf. Zwei kirchliche Zensoren, einer im Bistum 's-Hertogenbosch und einer im Erzbistum Utrecht, beschäftigten sich mit der Vorbereitung eines Verbots von insgesamt 23 Liedern des ehemaligen Jesuiten Huub Oosterhuis – so hieß es in Unmut stiftenden Veröffentlichungen. Für die Gottesdienste am Samstagabend und Sonntag stehen jedes Wochenende zwei unterschiedliche Hefte mit Texten und einem Vorschlag für die Gesänge zur Verfügung: "Bron van Christelijke Geest" (Quelle des christlichen Geistes) vom Verlag Gooi en Sticht in Utrecht und "De zondag vieren" (Den Sonntag feiern), eine Ausgabe der Redaktion Berne Media Liturgie vom Verlag Berne Media Uitgeverij Abdij van Berne in Heeswijk.

Schon 2006 hatte sich das Bistum Roermond für ein neues Gesangbuch unter großer Medienaufmerksamkeit von den Liedern von Oosterhuis distanziert. 11 Seit Mitte der 1960er-Jahre sind seine Lie-

¹¹ Vgl Hemels: Geloven in communicatie (siehe Anm. 9), S. 230, 268 und 281.

der bei vielen Kirchgängern – auch in der protestantischen Kirche der Niederlande (Protestantse Kerk in Nederland, PKN) – beliebt, obwohl es dann und wann nicht an kritischen Tönen gefehlt hat. Die wöchentliche Feuilletonbeilage der Tageszeitung "NRC Handelsblad", Cultureel Supplement, veröffentlichte am 26. März 2010 eine vernichtende zweiseitige Kritik. Nebenbei wurde die Eucharistie als "Hokus pokus Pilatus paf" (statt: Hoc est corpus quod sub Pilato passus est) erklärt.¹² Wenn niederländische Kinder sich mit diesem Spiel beschäftigen, sind sie sich nicht der antipapistischen Herkunft bewusst. Ein Journalist weiß jedoch Bescheid – oder sollte es wissen.

Die Missbrauchswelle

Die unterschätzte Wirkung der in den Medien als "Homohostie-Affäre" bezeichneten Angelegenheit bildete den Nährboden für zwei neue Medienereignisse. Unmittelbar nach der Hostie-Affäre und noch während der Kirchenliederaffäre erreichte der internationale Zorn über Missbrauchsfälle in der katholischen Kirche die Niederlande. Noch am 21. Februar 2010 und in den Tagen zuvor berichteten die niederländischen Zeitungen ausführlich über die Gespräche der 24 irischen Bischöfe in Rom, die Papst Benedikt XVI. wegen des Missbrauchs Jugendlicher in Irland zu sich gerufen hatte. Großformatige Fotos von kirchlichen Würdenträgern wurden abgedruckt und sollten den Eindruck einer wieder heilen Welt vermitteln. Der Himmel hatte sich jedoch nur für kurze Zeit aufgehellt.

Einige Tage nach dem Treffen der irischen Bischöfe in Rom herrschte in den Niederlanden helle Aufregung, weil Missbrauchsfälle der fünfziger, sechziger und siebziger Jahre in von Orden geführten katholischen Internaten ans Licht kamen. Nach intensiver Vorarbeit eines Journalistenduos der Qualitätszeitung "NRC Handelsblad" und des niederländischen Radio Nederland Wereldomroep (RNW) begannen beide Medien am 26. Februar 2010 mit der Veröffentlichung einer Serie von Artikeln und Rundfunkbeiträgen. Sie lösten in anderen Medien eine Kettenreaktion aus. "NRC Handelsblad" eröffnete seine Ausgabe mit einem Artikel auf der Titelseite und auf Seite 3. Durch die Zusammenarbeit mit RNW kamen die Reaktionen nicht nur aus dem Leserkreis der Zeitung, sondern aus der ganzen Welt. Von Anfang an wurden die Verantwortlichen der Bistümer und Orden dazu gedrängt, vollständigen Aufschluss über die Tatbestände zu geben.

¹² Atte Jongstra: Liturgie. Uitgesproken schijnheiligheid. Lieddichter Huub Oosterhuis botst met censor Cor Mennen. In: NRC Handelsblad, Beilage "Cultureel Supplement" vom 26.3.2010.

Von den Opfern, die sich bei der Zeitungsredaktion oder bei RNW meldeten, waren viele bereit, anonym oder unter Angabe ihres Namens zu berichten, was ihnen passiert war. Andere Zeitungen folgten diesem Vorgehen. Dabei wurde offenkundig, dass es sich nicht nur um sexuellen Missbrauch handelte, sondern auch um psychische und physische Gewalt durch Erzieher. So wurden Internatskinder und -jugendliche zur Bestrafung geschlagen.

Eine im Verhältnis zu der massiven negativen Berichterstattung sowie zu den vielen schlechten Erfahrungen schwache Gegenbewegung mit entsprechenden Gegendarstellungen zeigte sich auf den Leserbriefseiten. Dabei betonten mancher Leser und manche Leserin, wie hervorragend die Ausbildung in seinem oder ihrem Fall gewesen sei.

Papst und emeritierter Kardinal in der Feuerlinie

Die Annäherungsversuche der Kirche zu den Medien ist ein Brückenschlag zwischen der Welt des Religiösen und der säkularen Medienwelt betrachten. Die Professionalisierung der vatikanischen Kommunikationsanstrengungen wurde unter Johannes Paul II. vorangetrieben, als der Spanier Joaquin Navarro-Valls die Regie bei der Medienarbeit führte. Sein Nachfolger seit 2006, der Jesuit Federico Lombardi, steht nicht im Schatten seines Vorgängers, auch wenn Benedikt XVI. ihm als Pressesprecher weniger Spielraum ließ, wie von Vatikanbeobachtern behauptet wurde. 2012 wurde der amerikanische Fernsehjournalist Greg Burke als Kommunikationsberater eingeschleust: Krisenkommunikation ist seine Aufgabe. Zentrales Problem bleibt jedoch, dass die Vatikan-Funktionäre, die außerhalb der Medienabteilung tätig sind, leicht rückfällig werden, wenn in Krisensituationen Offenheit statt Verschwiegenheit geboten ist. Durch die weltweiten Medienberichte über Missbrauch in verschiedenen Bistümern lief die katholische Kirche Gefahr, ihre Glaubwürdigkeit auch unter Journalisten dauerhaft zu verlieren. Nachdem Benedikt XVI. im Februar 2013 unerwartet bekannt gegeben hat, sein Amt niederzulegen. muss nun der neue Papst der Versuchung widerstehen, Journalisten pauschal als die "Bösen" zu bezeichnen.

An Palmsonntag, 28. März 2010, rief Benedikt XVI. die Gläubigen auf, sich nicht durch Vorurteile einschüchtern zu lassen. Drei Tage zuvor hatte bereits der "Osservatore Romano" eine Anspielung auf eine Verschwörung böser Kräfte veröffentlicht; das Blatt sprach am 25. März 2010 von einer Verleumdungskampagne gegen den Papst. Die niederländische Qualitätszeitung "NRC Handelsblad" warnte in einem Kommentar unter dem Titel "Schwerhöriger Papst", die katho-

lische Kirche dürfe strafrechtliche Sanktionen nicht dadurch verhindern, dass sie sich hinter päpstlichen Briefen, kanonischem Recht oder einer Kommission unter dem Vorsitz eines ehemaligen Politikers verstecke. ¹³ Gemeint war der (protestantische) Politiker und Bürgermeister Wim Deetman, der im Auftrag der niederländischen Bischofskonferenz einen Untersuchungsausschuss leitete und im Dezember 2011 einen erschütternden Abschlussbericht veröffentlichte ¹⁴, der erneut eine immense Medienaufmerksamkeit auslöste.

Neue Enthüllungen in Bezug auf Missbrauch in der katholischen Kirche und Fehleinschätzungen im Vatikan hinsichtlich der Rolle der Medien verursachten im Frühjahr 2010 bei niederländischen Journalisten die meisten ablehnenden Reaktionen. So schrieb zum Beispiel Bert Wagendorp am 27. März 2010 in seiner Kolumne in der Tageszeitung "de Volkskrant": "Die Kirche ist multinational. Wenn ein Skandal auszubrechen droht, denkt eine multinationale Einrichtung zuerst daran, ihre eigenen Interessen zu schützen und betreibt Schadensbegrenzung. Vertuschung also, denn Rom hat noch nicht entdeckt, dass Transparenz eine bessere Verteidigung ist. [...] Die katholische Propaganda ist nun einmal schon über Jahrhunderte lügnerisch wie die Pest, und die Gläubigen werden noch immer für dumm gehalten."15

Vorurteile, die man über viele Jahre nur noch selten in Bezug auf die Kirche und die Katholiken lesen konnte, wurden plötzlich wieder gepflegt. Sie entstanden aufgrund von Äußerungen, die man auch als Katholik lieber nicht gehört oder gelesen hätte. Unter anderem eine leider nicht als Ausrutscher zu entschuldigende Aussage des emeritierten Kardinals Adrianus Simonis: In einer der bekanntesten Talkshow des niederländischen Fernsehens, "Pauw & Witteman", sagte der Kardinal in Bezug auf Missbrauchsfälle während seiner Amtszeit als Bischof: "Ich habe es nicht gewusst." Als ihm wegen dieser nach der deutschen Besatzungszeit (1940-1945) in den Niederlanden dop-

^{13 [}Kommentar] Hardhorende paus. In: NRC Handelsblad vom 25.3.2010.

¹⁴ Wim Deetman et al.: Seksueel misbruik van minderjarigen in de Rooms-Katholieke Kerk. Amsterdam 2011, 2 Bände. Es erschien nicht nur eine wissenschaftliche, sondern auch eine populäre Ausgabe des Schlussberichts. Im Auftrag des Justizministers und des Ministers für Jugend und Familie untersuchte ein Untersuchungsausschuss unter Leitung von H.W. [Rieke] Samson-Geerlings von Mitte 2010 bis Herbst 2012 den Missbrauch von Kindern, die unter behördlicher Verantwortung aus der eigenen Familie in ein Internat oder Jugendheim versetzt worden waren. Der Bericht erschien im Oktober 2012 unter dem Titel "Omringd door zorg, toch niet veilig. Seksueel misbruik van door de overheid uit huis geplaatste kinderen, 1945 tot heden" (Amsterdam 2012).

¹⁵ Bert Wagendorp: De paus. In: de Volkskrant vom 27.3.2010.

pelsinnigen und belasteten, Redensart Vorwürfe gemacht wurden, gab er vor, die Antwort bewusst gewählt zu haben in der Absicht, seine Verneinung auf eine einfache Formel zu bringen. Als diese Erläuterung weiterhin für Unruhe sorgte, gab der Kardinal seine Fehleinschätzung zu und bat um Verzeihung ohne Vorbehalt. Kolumnisten schlugen anlässlich der Aussage von Kardinal Simonis hart zu. Sylvain Ephimenco stellte in der Tageszeitung "Trouw" fest: "Kommunikativ gesehen ist die katholische Kirche nie stark gewesen. Diese Institution, basierend auf einer Liturgie aus armiertem Beton, einer strikten Hierarchie und aus Ritualen, die über Jahrhunderte ihren Anblick bestimmt haben, tat sich immer schwer, um auf den Zug der Modernität aufzuspringen. Und Kommunikation ist unter dem Blickwinkel heutiger technologischer Revolution bereits eine Modernität."

Schlimmer wurde es durch die Karikaturisten. Bei diesen Bildmaterialien erinnerte ich mich an die Protestbewegung in der arabischen Welt anlässlich der Mohammed-Karikaturen vor einigen Jahren. Was inzwischen in Bezug auf den Islam verpönt ist, erlaubte sich mancher Kolumnist oder Zeichner während der Homo-Hostienaffäre und anlässlich der Causa "Missbrauch in der katholischen Kirche". Was vielen Menschen heilig ist oder wo Respekt angemessen wäre, das wurde lächerlich gemacht und beschmiert. Etwas mehr freiwillige Selbstkontrolle hätte die Meinungsfreiheit nicht beschädigt.

Religion surft auch in den Niederlanden einfach mit

Eine Forschungsgruppe der Universität Zürich und der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften in Winterthur stellte die Frage, wie die Journalisten in der Schweiz Religion und religiöse Ereignisse bearbeiten. Die ernüchternde Antwort lautet kurz und bündig: wie andere Themen auch. Die Forscher in der Schweiz fassen ihre Schlussfolgerung zusammen mit dem Schlagwort "Religion surft mit". Mitte 2012 wurde ein Schlussbericht vorgelegt.¹⁶

Die Frage ist, inwiefern Religion auch im niederländischen Journalismus "mitsurft". Die Antwort auf der Grundlage eigener Forschungsarbeit lautet: ja – "Religion surft mit". Meine Erkenntnisse

16 Die Darstellung von Religionen in Schweizer Massenmedien: Zusammenprall der Kulturen oder Förderung des Dialogs? Schlussbericht. Ein Projekt im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms "Religionsgemeinschaften, Staat und Gesellschaft (NFP 58)". Projektleitung: Urs Dahinden, Hochschule für Technik und Wirtschaft Chur. Weitere Informationen und eine Bibliografie online unter www.nfp58.ch/d projekte religion.cfm?projekt=63.

in Bezug auf drei überregionale Tageszeitungen in den Niederlanden zeigen eindeutig die Fokussierung der Berichterstattung auf die Verknüpfung von Religion und Islamdebatte, auf die Diskussion über die Funktionen und Dysfunktionen der Religionen in der Gesellschaft, auf den Streit um das Verhältnis von Kirche, Staat und Meinungsfreiheit in Verbindung mit der Religionsfreiheit etc. Diese Themen schossen hoch, als der Islam vor fast fünfzehn Jahren als ein niederländisches Problem erfahren wurde. Es gibt seitdem eine Vielzahl an Mediendebatten über die soziale Funktion von Religionen beispielsweise im Zusammenhang mit der Integration von Einwanderern.

Um herauszufinden, wie der Stand der religiösen Berichterstattung ist, habe ich die Qualitätszeitungen "NRC Handelsblad" (liberal, freidenkend), "de Volkskrant" (katholisch bis 1965, heute progressiv-links) und "Trouw" (protestantisch-christlich bis 1974, heute allgemein christlich) untersucht.¹⁷ Ausgewählt wurde der Zeitraum Dezember 2006 bis Februar 2007, ergänzt um weitere Fälle aus dem Jahr 2006. Beim Inhalt der drei ausgewählten Zeitungen gibt es Unterschiede in der Art des Nachrichtenselektionsprozesses sowie im Tenor von Kolumnen und Artikeln auf den Kommentarseiten. Die qualitative Inhaltsanalyse ergab, dass Themen aus dem Bereich von Kirche und Religion großzügige Aufmerksamkeit bekamen, wenn sie gesellschaftlich-relevante Aspekte aufwiesen. Die Themenvielfalt war groß. Für Fotojournalisten boten religiöse Bräuche und katholische Gottesdienste – mit vielen Hochwürden und viel Weihrauch – schöne Bilder. Alle drei Zeitungen boten regelmäßig Hintergrundartikel über den Islam an. Leser reagierten darauf in Kommentarspalten auf der Website und mit Leserbriefen. Sie bereicherten die Meinungsbildung. insofern digital nicht nur geschimpft oder beleidigt wurde.

Noch heute gibt es in den Niederlanden einen Nährboden für die öffentliche Auseinandersetzung mit der brisanten Thematik Religion. ¹⁸ Er wird durch vielfältigen Meinungsjournalismus kultiviert. Das Fazit für die vergangenen fünf Jahre lautet: Die niederländischen

¹⁷ Joan Hemels: The revival of religion in Dutch journalism. A case study in a multireligious society. In: Communicatio Socialis, 40. Jg. 2007, S. 129-157; ders.: A Dutch miracle? The rediscovery of religion by journalists in the Netherlands. In: Helmuth Rolfes/Angela A. Zukowski (Hg.): Communicatio Socialis. Challenge of theology and ministry in the Church. Festschrift für Franz-Josef Eilers. Kassel 2007, S. 224-245.

¹⁸ Vgl. Joan Hemels: Faith and journalism under strain. Some observations with relation to printed media in the Netherlands. In: Hans Geybels/Sara Mels/Michel Walrave (Hg.): Faith and media. Analysis of faith and media: representation and communication. Bruxelles u.a. 2009, S. 105-133.

Printmedien sind sich der hohen Bedeutung von Religion bewusst und erkennen, dass es sich nicht um eine Randerscheinung einer postchristlichen Gesellschaft handelt. Auch wenn die Verbindungen mit politischen Themen nicht immer klar sein mögen, so besteht ein Interesse, neue Perspektiven zu entdecken. Insbesondere die tragischen Morde an Fortuyn (2002) und Van Gogh (2004) führten zu kritischer Auseinandersetzung mit der Thematik Integration und Religion. Politiker nehmen die Veränderung wahr, und Journalisten haben sich darauf besonnen, Wachhunde statt Schoßhündchen in der öffentlichen Debatte zu sein. In den Redaktionen arbeiten zumeist Redakteure mit einem unterschiedlichen religiösen Hintergrund – oder auch ohne einen solchen. Leider sind in den Redaktionen der Tageszeitungen und Rundfunkanstalten kaum mehr Experten auf dem Gebiet der Religionswissenschaft oder Theologie anzutreffen. Um die Qualität der Zeitungen und Wochenblätter, was die Berichterstattung über Religion angeht, zu steigern, muss mehr in das Redaktionsteam investiert werden. Die erwähnte Analyse der drei überregionalen Zeitungen ergab, dass Redaktionen einen beachtlichen Teil der Beiträge externen Autoren aus der Wissenschaft oder Politik überlassen.

Zum Schluss sei erwähnt, welche Entwicklung sich im Bereich des nicht-kommerziellen Rundfunks in den Niederlanden abspielt. Aufgrund angekündigter Sparmaßnahmen werden sich die Redaktionen noch mehr anstrengen müssen, den Verlust von Qualität bei ihrem Programmangebot und die Abwanderung anspruchsvoller Hörer und Zuschauer zu vermeiden. Die Zahl der 2013 noch 24 sendeberechtigten Anbieter wird Anfang 2014 auf acht reduziert. Die insgesamt sieben kirchlichen (katholischen, protestantischen und jüdischen), sonstigen religiösen (islamischen, buddhistischen und hinduistischen) und humanistischen Sendeberechtigten verlieren am 1. Januar 2016 ihre Sendelizenz und die staatlichen Subventionen (2013: 14 Millionen Euro). Sie werden völlig abhängig vom Wohlwollen der nichtkommerziellen Rundfunkorganisationen, mit denen sie fusionieren.

Die Präsenz der Religionen und religiösen Kulturen im niederländischen Rundfunk wird nicht mehr selbstverständlich sein. Atheisten, Christen und Anhänger anderer Religionen dürfen nicht blind gemacht werden für öffentliche Selbstreflexion und Selbstkritik – insbesondere auch in Fernsehsendungen, die man übrigens am besten in einer Fachredaktion für kirchliche und religiöse Themen gemeinsam vorbereiten sollte. Das Verdrängen und Tabuisieren religiöser Praktiken und Gefühle aus dem öffentlichen Raum wären ein neuer Verlust von uneingeschränkter öffentlicher Debatte in der multiethnischen und multireligiösen niederländischen Gesellschaft.

Renate Hackelde Latour

Falsche Tatsachen, doch keine Schmähung religiöser Gefühle

Reaktionen und Kommentare auf einen "taz"-Artikel zur Papstwahl

"Ich habe mich sehr geärgert über diesen Text und daher beschlossen, die TAZ zu kündigen. Falls dies mehreren, langjährigen Abonnenten so ging, würde ich mich als Chefredaktion fragen, ob ich tatsächlich alles richtig gemacht habe. Schade!" (Leser MartinS. am 28.3.2013 auf dem Hausblog der "taz")

559 Leserreaktionen hat die "taz" bis zum 22. April 2013 auf einen Kommentar zur Papstwahl vom 13.3.2013 von Deniz Yücel erhalten. In der leicht redigierten Printausgabe vom 15. März hatte die Berliner Tageszeitung auf Seite eins getitelt: "Junta-Kumpel löst Hitlerjunge ab" (Yücel 2013b, S.1). In der Online-Version überschrieb der Redakteur den Beitrag mit "Alter Sack der Xte". Darin hieß es unter anderem: "Der neue Papst ist, den bislang vorliegenden Informationen nach zu urteilen, ein reaktionärer alter Sack wie sein Vorgänger, der seinerseits einem reaktionären alten Sack gefolgt war, der wiederum einen reaktionären alten Sack beerbt hatte." Nicht nur, dass die Päpste verunglimpft werden, die katholische Dogmatik abschätzig als "esoterischer[r] Klimbim" bezeichnet wird, die Rede ist auch von "schrulligen Rituale[n] und lustigen Kostüme[n]" der Kirche und von all ihrem "Heiapopeia" (Yücel 2013a).

Die Chefredakteurin der "taz", Ines Pohl, musste einräumen, dass es schon lange nicht mehr so kontroverse Reaktionen auf die Berichterstattung gegeben habe wie in diesem Fall.¹ Sie berichtet von Abo-Kündigungen, Mails und Briefen, "die Entsetzen, Wut und Unverständnis ausdrückten, aber auch Lob und Respekt dafür, dass wir als einzige Zeitung den neuen Papst so kritisch begrüßten" ("Alter Sack der Xte", der Standard at. 19.3.2013).

Der Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK), Alois Glück, protestierte in einem Brief an Ines Pohl gegen die verletzenden und beleidigenden Angriffe auf Papst Franziskus und seine Vorgänger. Er erwarte von einer Zeitung, die für sich in Anspruch nehme, für Offenheit und Kritik einzutreten, einen anderen

1 Bis zum 19. März gab es bereits 460 Leserpostings auf dem Hausblog zum Kommentar. http://www.taz.de/Kommentar-Franziskus/Kommentare/!c112813/ (zuletzt aufgerufen am 9.7.2013).

Stil. Respekt gegenüber den Religionsgemeinschaften und den Kirchen müsse man gerade auch in einer säkularen und offenen Gesellschaft, die vom gegenseitigen Respekt vor den Überzeugungen des jeweils anderen lebt, pflegen (ZdK-Präsident Glück 2013).

In der "öffentlichen Herabsetzung der Christen und des Papstes" sieht die Zeitschrift "Christ in der Gegenwart" (Heft 12/2013) den



"taz"-Ausgabe vom 15.3.2013

Straftatbestand der Volksverhetzung erfüllt. Unter Strafe gestellt werden jene, die Schriften verbreiten, die zum Hass gegen eine religiöse Gruppe aufstacheln oder Menschen, die dieser Gruppe angehören, beschimpfen, böswillig verächtlich machen, verleumden und dadurch die Menschenwürde angreifen. Chefredakteur Johannes Röser rief zu juristischen Schritten gegen die "taz" auf. Das ZdK solle, "über den verbalen Protest hinaus, [...] mit juristischen Mitteln gegen jenen Gipfel der Verunglimpfung vorgehen, [...] und nicht in Beschwichtigung klein beigeben, aus Furcht, womöglich falsche Aufmerksamkeit zu wecken oder

den Prozess zu verlieren". Es gehe um den inneren Frieden, um die "multireligiöse Toleranz in der Republik" (Kommentar: Hetz-taz 2013).

Die Toleranzschwelle überschritten hatte bereits im Vorjahr in der Juli-Ausgabe das Satire-Magazin "Titanic" mit dem Papst auf der Titelseite mit urinierter und auf der Rückseite mit braunbefleckter Soutane. Dies hatte zwar eine Rüge des Deutschen Presserates wegen Verstoßes gegen Ziffer 9 (Schutz der Ehre) des Pressekodexes zur Folge, die ebenfalls eingeleiteten rechtlichen Schritte wurden jedoch vom Vatikan, vertreten durch den Medienrechtler Gernot Lehr, einen Tag vor Verhandlungsbeginn vor der Pressekammer des Landgerichts Hamburg zurückgezogen. Der Sache sollte nicht noch mehr Aufmerksamkeit gewidmet werden, die sie gar nicht verdient (Presserat rügt "Titanic" wegen Papst-Satire 2012, S. 288f.). Auch beim "taz"-Artikel verzichtete die Deutsche Bischofskonferenz aus diesem Grund, und um negative öffentliche Reaktionen gegen die Glaubensgemeinschaft zu vermeiden, darauf einen gerichtlichen Prozess anzustrengen.

Der Kommentar in der "taz" evozierte mehr als 50 Beschwerden an den Deutschen Presserat. Neben dem ZdK war es u. a. auch die Speyrer Bistumszeitung "Der Pilger". Ihr Chefredakteur, Norbert Rönn, viele Jahre lang Vorsitzender des Deutschen Journalistenverbandes in der Pfalz, sieht in der öffentlichen Herabsetzung und Beleidigung des Papstes ebenfalls den Tatbestand der Volksverhetzung gegeben. In der Bezeichnung der katholischen Soziallehre als "Schwäche für die Schwachen" durch Yücel, sieht er eine "faschistoide Wortwahl". In seiner Beschwerde bezieht sich "Der Pilger" auf die Ziffern 1, 9 und 10 des Pressekodex. Verletzt werden danach durch den Beitrag die Menschenwürde, die Ehre und die religiösen und weltanschaulichen Überzeugungen (Der Pilger 2013).

Der Beschwerdeausschuss des Deutschen Presserates sprach in seiner Sitzung vom 6. Juni 2013 gegen die "taz" zwar wegen dieses Beitrags zur Papst-Wahl eine Rüge aus, aber nicht wegen der Verletzung religiöser Gefühle, sondern wegen der sachlich falschen Überschrift, die Papst Franziskus als "Junta-Kumpel" bezeichnet. Verstoßen hat die "taz" demnach gegen Ziffer 2 des Pressekodex. Es wird ihr mangelnde Sorgfalt vorgeworfen. Die Überschrift der Printausgabe enthalte eine nichtbewiesene Tatsachenbehauptung. Den Papst ohne ausreichende Belege in die Nähe eines Regimes zu rücken, das zehntausende Menschen ermordet hat, verletze diesen in seiner Ehre, betonte der Presserat. Die in den Beschwerden beanstandeten scharfen Bewertungen kritisiert der Presserat nicht. Die Formulierungen seien "zwar provokativ und polemisch", "diese Äußerungen seien aber vom Recht auf Meinungsfreiheit gedeckt". Religiöse Gefühle würden dadurch nicht geschmäht. Zudem – meinte der Beschwerdeausschuss - müsste "eine Institution wie die katholische Kirche ein hohes Maß an öffentlicher Kritik an ihrer Amtsführung aushalten können" (Pressemitteilung des Presserates 6.6.2013).

Der Generalsekretär des ZdK, Stefan Vesper, nahm zu dem Beschluss Stellung: "Eine solche Bewertung ist aus meiner Sicht völlig unangemessen." Die erhebliche Verletzung von religiösen Gefühlen vieler katholischer Christen müsse für den Deutschen Presserat Anlass sein, seine Entscheidungskriterien zu überdenken. Gerade auch in einer säkularen und offenen Gesellschaft, die vom gegenseitigen Respekt von den Überzeugungen des jeweils anderen lebe, müsse man Respekt gegenüber den Religionsgemeinschaften pflegen (Pressemitteilung ZdK vom 7.6.2013).

Auch Chefredakteur Johannes Röser von "Christ in der Gegenwart" kritisiert in seinem Kommentar in Ausgabe 26/2013 seiner Zeitschrift den "unsäglich verharmlosenden" Entscheid des Presserates und be-

dauert, "dass den katholischen Laienverbänden […] aus Sorge um ein verstärktes Negativimage der katholischen Kirche in der Öffentlichkeit und wegen eines womöglich abschlägigen Urteils der Mut fehlt, […] den Straftatbestand der Volksverhetzung […] durch die gerichtlichen Instanzen prüfen zu lassen, um die zunehmenden öffentlichen Verächtlichmachung des Glaubens sowie der christlichen Staatsbürgerinnen und Staatsbürger" höchstinstanzlich prüfen zu lassen.

"taz"-Chefredakteurin Ines Pohl zeigte sich nach der Rüge des Presserates zerknirscht. Die Schlagzeile sei unter dem Eindruck eines Interviews mit einem argentinischen Investigativ-Journalisten entstanden, der Erkenntnisse darüber habe, dass Bergoglio in den 70er-Jahren der Militärregierung intensiv verbunden war und Jesuiten bei der Junta angeschwärzt habe. "Im Nachhinein ist diese Zuspitzung nicht gelungen, da die Vorwürfe gegen Bergoglio nicht eindeutig belegt sind", erklärte Pohl. "Damit sind wir in diesem Fall übers Ziel hinausgeschossen" (taz intern 2013).

Auch auf ihrem Hausblog – einer Mischung aus Verlagsverlautbarungen und Redaktionsdebatten – nahm die "taz" Stellung. Der Redakteur und Hausblogger der "taz", Sebastian Heiser, sei an dieser Stelle mit einer längeren Passage, in der er eine Garantieerklärung für die lauteren Absichten Yücels abgibt, zitiert:

"Für die taz gilt gleichwohl grundsätzlich, dass wir in unserer Kritik immer wieder ganz bewusst an Grenzen gehen. Und so anfragen wollen, ob vermeintliche gesellschaftliche Vereinbarungen – auch was die Benennung oder eben Tabuisierung von Konflikten anbelangt – richtig oder falsch sind. Manchmal gelingt uns dadurch eine Zuspitzung, die in einer besonderen Klarheit Missstände aufzeigt. Es muss immer um einen Erkenntnisgewinn gehen, nicht aber um eine Respektlosigkeit an sich. Ich kann Ihnen garantieren, dass es weder den Machern der Überschrift noch dem Autor des Kommentars darum ging, Verachtung für die Katholiken und ihre Kirche zum Ausdruck zu bringen. Wir freuen uns, dass der Presserat in seiner Bewertung des Kommentars keine Verletzung von religiösen Gefühlen festgestellt hat" (Heiser 2013).

Welche Ironie, dass Deniz Yücel wenige Tage nach der Rüge – quasi als Rehabilitation – auf dem Hausblog als "Mitarbeiter der Woche" präsentiert wird, um ihn als den "vitalsten und debattenfreudigsten Kollegen der taz überhaupt" herauszustellen, der "die Kunst der analytischen Zuspitzung auf das Lebendigste" beherrscht, auch wenn "etliche [...] sein 'Geschreibsel' nicht wertschätzen, andere sagen: Für solche Texte wie die seinigen wurde die taz doch gegründet!" (Fedderson 2013).

Yücels Kommentierungen führten bereits mehrfach zu Kontroversen wie z.B. bei der Nominierung Joachim Gaucks für das Amt des Bundespräsidenten, als er polemisierte, Gauck werde noch Gelegenheit finden, "Ausländern die Meinung zu geigen, Verständnis für die Überfremdungsängste seiner Landsleute zu zeigen, die Juden in die Schranken zu weisen und klarzustellen, dass Nationalsozialisten auch nur Sozialisten sind". Eine Missbilligung des Deutschen Presserates brachte Yücel am 6.12.2012 seine Äußerung über den teilweise im Gesicht gelähmten Thilo Sarrazin ein, man könne ihm nur wünschen, "der nächste Schlaganfall möge sein Werk gründlicher verrichten". Entschuldigen musste sich die Chefredakteurin Ines Pohl auch am 25.4.2013 auf dem Hausblog für ihn, weil er bei einer Veranstaltung der "taz" am 20. April zur politischen Sprache, die er moderierte, "leider aus der Rolle gefallen" ist, "seine wütenden Interventionen als Moderator bedauern wir".

Solche Entgleisungen stehen dem Redaktionsstatut der "taz" gegenüber, wo es im §2 zum Selbstverständnis heißt:

- "(3) Sie [Anm. die "taz"] tritt ein für die Verteidigung und Entwicklung der Menschenrechte und artikuliert insbesondere die Stimmen, die gegenüber den Mächtigen kein Gehör finden.
- (4) Die taz wendet sich gegen jede Form von Diskriminierung.
- (5) Für die Redaktion ist Freiheit die Freiheit der Andersdenkenden, entscheidet sich Demokratie an den demokratischen Rechten jedes einzelnen Menschen."

Die Grundsätze des redaktionellen Arbeitens (§ 3 des Redaktionsstatuts) dokumentieren aber auch die Autonomie jeder Redakteurin und jeden Redakteurs:

- "(2) Kein Redakteur und keine Redakteurin darf gezwungen werden, beim Schreiben eine andere Meinung als die eigene zu vertreten oder gegen die eigene Überzeugung zu bebildern oder zu schreiben.
- (3) Ansichten von Redaktionsmitgliedern, die den in der Redaktion jeweils vorherrschenden Sichtweisen zuwider laufen, werden respektiert. In der Kommentierung finden auch Minderheitsmeinungen innerhalb der Redaktion ihren Platz."

Wegen der zahlreichen rassistischen (Hautfarbe, Religion, Sexualität, Kultur) Ausfälle der "taz" wurde der "taz watch. Journalismus ohne Rassismus" auf Facebook am 25.6.2013 gegründet. Der Zusammenschluss ist "die Reaktion auf die geringe Bewegungsmöglichkeit

,der taz' in Punkto der ihr zugetragenen Kritik in der jüngsten Vergangenheit". Die Initiatoren wollen der "taz" klarmachen, "dass man uns nicht ungefragt mit den so lieb gewonnenen Rassismen, der so liebgewonnen Deutungshoheit belästigen darf ergo auch kein Rassismus im Journalismus, keine Diskriminierung, keine Beleidigung stattfinden darf" (taz watch 2013).

Literatur

- "Alter Sack der Xte": Protest gegen Papst-Kommentar in der "taz". Chefredakteurin Pohl: Abo-Kündigungen aber auch Lob und Respekt (2013). In: der Standard.at vom 19.3.2013, http://derstandard.at/1363239551188/Alter-Sack-der-Xte-Protest-gegen-Papst-Schmaehungen-in-der-taz (zuletzt aufgerufen am 9.7.2013).
- "Der Pilger" beschwert sich beim Presserat. "taz"-Beitrag zu Papst Franziskus ist ein "ungeheuerliches Pamphlet" (2013). In: Der Pilger. Kirchenzeitung der Katholiken im Bistum Speyer vom 5.4.2013, http://www.pilger-speyer.de/nachrichten/im-gespraech/article/der-pilger-beschwert-sich-beim-presserat/ (zuletzt aufgerufen am 9.7.2013).
- Fedderson, Jan (2013): Mitarbeiter der Woche: Deniz Yücel. 16.6.2013, http://blogs.taz.de/hausblog/2013/06/16/mitarbeiter-der-woche-deniz-yucel/ (zuletzt aufgerufen am 9.7.2013).
- Heiser, Sebastian (2013): Papst Franziskus: Presserat rügt taz-Titelseite. 6.6.2013, http://blogs.taz.de/hausblog/2013/06/06/papst-franziskus-presserat-ruegt-taz-titelseite/ (zuletzt aufgerufen am 9.7.2013).
- MartinS.Kommentar(2013),http://www.taz.de/Kommentar-Franziskus/Kommentare/!c112813/ (zuletzt aufgerufen am 9.7.2013).
- Presserat kritisiert Verletzung der Persönlichkeitsrechte. Deutscher Presserat, 6.12.2012, http://www.presserat.info/inhalt/dokumentation/pressemitteilungen/pm/article/fotos-von-opfern-gezeigt.html (zuletzt aufgerufen am 9.7.2013).
- Presserat riigt "Titanic" wegen Papst-Satire. (2012) In: Communicatio Socialis, 45. Jg., H. 3, S. 288f.
- Presserat rügt "taz" wegen Überschrift zur Papst-Wahl (2013). In: Der Tagesspiegel vom 7.6.2013, http://www.tagesspiegel.de/medien/fast-50-beschwerden-beimpresserat-presserat-ruegt-taz-wegen-ueberschrift-zur-papst-wahl/8314662.html (zuletzt aufgerufen am 9.7.2013).
- Redaktionsstatut "taz". http://www.taz.de/6/redaktionsstatut/ (zuletzt aufgerufen am 9.7.2013).
- Kommentar: Hetz-taz. (2013) In: Christ in der Gegenwart 65. Jg., H. 12, http://www.christ-in-der-gegenwart.de/aktuell/artikel_angebote_detail?k_beitrag=3724590 (zuletzt aufgerufen am 9.7.2013).
- Röser, Johannes (2013): Das Urteil des Presserats. In: Christ in der Gegenwart, 65 Jg., H. 26, S. 291.

- Rüge an "taz" geht nicht weit genug. "Pilger" sieht religiöse Gefühle verletzt Kritik am Presserat auch vom ZdK (2013). In: Der Pilger. Kirchenzeitung der Katholiken im Bistum Speyer vom 7.6.2013, http://www.pilger-speyer.de/nachrichten/im-ge-spraech/article/pilger-geht-ruege-des-presserats-an-taz-nicht-weit-genug/ (zuletzt aufgerufen am 9.7.2013).
- Schleichwerbung läuft mit. Pressemitteilung des Presserates vom 6.6.2013 (enthält die Rüge zum taz-Kommentar unter der Zwischenüberschrift: Bezeichnung "Junta-Kumpel" verletzt Ehre des Papstes); http://www.presserat.info/inhalt/dokumentation/pressemitteilungen/pm/article/schleichwerbung-laeuft-mit-1.html (zuletzt aufgerufen am 9.7.2013).
- taz intern. Rüge vom Presserat (2013). In: taz vom 7.6.2013, S. 2.
- taz watch 2013, https://www.facebook.com/pages/taz-watch/499259650144564 (zuletzt aufgerufen am 9.7.2013).
- Yücel, Deniz (2012): Ein Stinkstiefel namens Gauck. In: taz 20.2.2012, http://www.taz.de/!88071/ (zuletzt aufgerufen am 9.7.2013).
- Yücel, Deniz (2013a): Alter Sack der Xte. In: taz.de vom 13.3.2013, http://www.taz. de/Kommentar-Franziskus/!112813/ (zuletzt aufgerufen am 9.7.2013).
- Yücel, Deniz (2013b): Junta-Kumpel löst Hitlerjunge ab. In: taz vom 15.3.2013, S. 1.
- ZdK-Präsident Glück protestiert gegen Schmähungen des Papstes in der taz. Pressemitteilung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken vom 18.3.2013, http://www.zdk.de/veroeffentlichungen/pressemeldungen/detail/ZdK-Praesident-Glueck-protestiert-gegen-Schmaehungen-des-Papstes-in-der-taz-777D/ (zuletzt aufgerufen am 9.7.2013).
- ZdK-Generalsekretär Stefan Vesper: Rüge der "taz" durch den Deutschen Presserat genügt nicht! Pressemitteilung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken vom 7.6.2013, http://www.zdk.de/veroeffentlichungen/pressemeldungen/detail/ZdK-Generalsekretaer-Stefan-Vesper-Ruege-der-taz-durch-den-Deutschen-Presserat-genuegt-nicht--799B/ (zuletzt aufgerufen am 9.7.2013).

Michael Kasiske

"Finde Dich. Im Dom"

Eine PR-Konzeption für die Kölner Domwallfahrt

Das "Vertrauen auf die in Jesus erfolgte Zusage der befreienden Liebe Gottes" ist für Rainer Bucher, Professor für Pastoraltheologie an der Universität Graz, das zentrale Kriterium kirchlichen Medien- und Verkündigungshandelns (Bucher 2005, S. 33). Diese Botschaft des Vertrauens auf die Zusage Jesu erfordert auch ein besonderes Vertrauen zur Institution Kirche. Kirche vermittelt die Zusage und nimmt für sich in Anspruch, in diesem Vertrauen zu leben.

Vertrauen in eine große Organisation wird in der heutigen Gesellschaft maßgeblich von den Medien beeinflusst. Auf dieses Verhältnis spezialisiert sind die Public Relations (PR): "Public relations is the management of communication between an organization and its publics" (Grunig/Hunt 1984, S. 6). Im ersten deutschsprachig vorgelegten Theorieentwurf zur PR heißt es: "Die besondere gesellschaftliche Wirkungsabsicht von Public Relation ist es durch Anschlußhandeln (…) öffentliche Interessen (Gemeinwohl) und das soziale Vertrauen der Öffentlichkeit zu stärken, zumindest das Auseinanderdriften von Partikularinteressen zu steuern und das Entstehen von Misstrauen zu verhindern" (Ronneberger/Rühl 1992, S. 252). Ziel der PR ist es, Vertrauen zu erhalten oder aufzubauen. Wie für andere Institutionen ist auch für die Katholische Kirche Vertrauen wichtig. Daher ist eine Auseinandersetzung mit wissenschaftlicher und ethisch reflektierter PR notwendig.

Ein klassischer Teil der Arbeit von PR-Experten ist die Anfertigung von Konzepten, die dabei helfen, Probleme, Schwachstellen oder Defizite im kommunikativen Bereich zu erkennen und zu lösen. Die hier vorgestellte PR-Konzeption für die Kölner Domwallfahrt ist das Projekt von drei Mitarbeitern aus dem Bereich der PR: Felix Dannenhauer (Kultursekretariat NRW), Sönke Schuster (Stadtwerke Kiel) und Michael Kasiske (Erzbistum Köln). Die Autoren hatten im Rahmen einer Fortbildung den Auftrag, die Domwallfahrt bekannter zu machen und die Teilnehmerzahl zu erhöhen.

Eine PR-Konzeption wird nach einem festgelegten Raster entwickelt. Zunächst werden alle für die Kommunikation wichtigen Fakten gesammelt und analysiert. Aus der Analyse ergeben sich die Strategie, Dialoggruppen, Ziele und Botschaften. Schließlich werden konkrete Maßnahmen entwickelt, mit denen sich die gesetzten Ziele am besten erreichen lassen (vgl. Hansen/Schmidt 2011, S. 30).

Zu den Fakten: Im Mittelalter entwickelte sich nach der Überführung der Reliquien der Heiligen Drei Könige aus Mailand im Jahr 1164 die Tradition einer Wallfahrt nach Köln, die jedoch fast völlig verloren ging. Im Rahmen des Weltjugendtages 2005 gab es zum ersten Mal wieder eine große Wallfahrt zum Kölner Dom, die so erfolgreich war, dass Erzbischof Joachim Kardinal Meisner eine neue Domwallfahrt initiierte, die seitdem von der Hauptabteilung Seelsorge des Generalvikariates organisiert wird. Jedes Jahr im September wird ein umfangreiches Programm angeboten. Nach Angaben der Veranstalter kamen zur Domwallfahrt 2011 rund 55 000 Teilnehmer.

In einer stichprobenhaften Befragung von 50 Passanten auf der Straße untersuchte das Autorenteam die Bekanntheit der Domwallfahrt. Auf die Frage, ob sie schon einmal von der Domwallfahrt "gehört haben", antworteten 30 Prozent der Befragten mit "Ja". 60 Prozent sagten, dass sie "andere Wallfahrten" kennen. 84 Prozent der Befragten gaben an, schon einmal im Dom gebetet oder eine Kerze aufgestellt zu haben. Damit ist der Kölner Dom nicht nur das Wahrzeichen der Stadt, sondern auch ein Ort, den die Menschen als "besonderen/religiösen Ort" für sich annehmen. Dies gilt nicht nur für römisch-katholische Christen, sondern auch für Christen anderer Konfessionen und sogar für Religionslose und einzelne Muslime.

Als "zentrales Element der Domwallfahrt" benannten die Mitarbeiter der Domwallfahrt verschiedene Bestandteile: etwa den Dom, den thematischen Samstag, den Schrein der Heiligen Drei Könige. Die bisherige PR für die Domwallfahrt wurde sehr engagiert betrieben. Nach sechs Jahren hatte sich jedoch eine große Vielfalt an Design-Stilen entwickelt. Der Kommunikation lag kein Konzept zugrunde, das zentrale Botschaften oder Dialoggruppen benannt hätte.

In einer SWOT-Analyse – einer Gegenüberstellung der internen und externen Stärken und Schwächen, Chancen und Risiken – wurden zunächst die gewonnenen Fakten verarbeitet und u.a. folgende Ergebnisse formuliert:

- Bei der Domwallfahrt trifft eine Vielzahl von externen Chancen bisher noch auf interne Schwächen.
- Die katholische Kirche hat verglichen mit anderen Akteuren ungeheure Potentiale also externe Chancen. So liegen der Kölner Dom

- und das Veranstaltungszentrum "Domforum" mitten in der City. Der Kölner Dom ist weltbekannt und ein Tourismusziel, es gibt ein grundlegendes spirituell-religiöses Interesse und ein gestiegenes Interesse am Thema "Wallfahrt".
- Die internen Schwächen der Domwallfahrt sind: kein klar benannter Kern, kein eindeutiges Kommunikationskonzept und eine schwache Wiedererkennbarkeit durch fehlendes Corporate Design.

Aus dieser Analyse entwickelte das Autorenteam eine Strategie. Zunächst sollte die Domwallfahrt ein Kernthema erhalten. Dafür schlug das Autorenteam die "Religiöse Erfahrung" vor. Dieser Kern gehört zum zentralen Kompetenzbereich der Kirche, ohne dass diese Festlegung auch schon eine starke Verengung der Dialoggruppen mit sich bringt. Eine religiöse Erfahrung ist bei unterschiedlichen Angeboten der Domwallfahrt möglich – durch das Entzünden einer Kerze durch einen zufälligen Passanten, beim Pilgern zum Dom, als Sänger in einem Chor, als Betender am Schrein oder beim Besuch eines Pontifikalamtes.

An dem Markendach für die integrierte Kommunikation und den unterschiedlichen Zielgruppen sollte sich die gesamte Domwallfahrt orientieren. Benötigt wird ein Corporate Design, eine Abstimmung aller Werbematerialien auf den wiedererkennbaren Kern hin (vgl. Abb. 1).

Auf Vorschlag des Autorenteams sollen die zentralen Dialoggruppen weiterhin die kirchennäheren, traditionellen Milieus sein. Gleichzeitig soll auf andere Milieus (z.B. postmaterielle Milieus) zugegangen und diese zur Wallfahrt eingeladen werden. Da der Kölner Dom zentral liegt und von tausenden Menschen passiert wird, bietet sich die Domwallfahrt geradezu dafür an. Durch diese Ausweitung hätte die Domwallfahrt einen stärker evangelisierenden Ansatz.

Um die "religiöse Erfahrung" als Merkmal der Kölner Domwallfahrt auf den Punkt zu bringen, haben die Autoren einen Slogan vorgeschlagen, der Offenheit signalisiert, um evangelisierend wirken zu können und der die zentrale Idee, die auch dem Wallfahrtsgedanken zugrunde liegt (sich auf den inneren Weg zu machen), mit dem zentralen Ort der Wallfahrt verbindet. Der Vorschlag der Projektgruppe lautet daher: "Finde Dich. Im Dom." Dieser Slogan geht bewusst von den Menschen und ihren Bedürfnissen aus. Dies bedeutet nicht, dass die katholische Kirche damit ihr Proprium aufgeben muss, sondern basiert auf der Überzeugung, dass die Kirche mit ihren Glaubensaussagen tragfähige Antworten auf die Fragen der Menschen anbieten kann. Die Menschen sind daher eingeladen, "sich zu finden", aber "im Dom", der die Tradition der Kirche und den Glauben repräsentiert. Im Slogan wurde die Botschaft auf wenige Worte kondensiert.

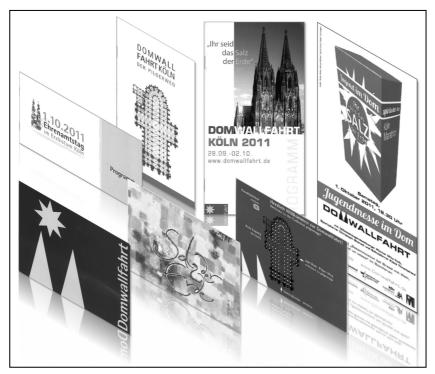


Abb. 1: Werbematerialien zur Kölner Domwallfahrt

Für die Umsetzung der Ziele (einheitliches Corporate Design, Formulierung einer attraktiven Botschaft) schlugen die Autoren einen Maßnahmenkatalog vor, der deutlich mehr Ressourcen erfordert, als der Domwallfahrt bisher zugestanden wurden:

- eine Zeltstadt auf dem Roncalliplatz, die zur Wallfahrt einlädt und eine Vorbereitung (durch Texte, Ruhezonen oder eine Ausstellung) auf den Besuch des Domes ermöglicht;
- die Erstellung einer Guideline für das neue Corporate Design der Domwallfahrt;
- die Erstellung einer Wallfahrts-App, die Wege und Impulse für den Wallfahrtsweg anbietet;
- die Gewinnung eines bekannten Kölners als "Testimonial", der als erster vor Medienvertretern unter dem Schrein hindurchgehen darf und so für die Wallfahrt wirbt;
- die Erstellung eines Pilgerheftes, das auch kirchenferne Menschen anspricht und einlädt;
- eine "Roadshow" in die Kirchengemeinden und zu kirchlichen Einrichtungen zur Werbung für die Domwallfahrt.

Bislang wurden nur einzelne Punkte und nicht die grundsätzlichen Anmerkungen des Konzeptes in die konkrete Planung eingearbeitet. Derzeit wird die gesamte Organisation der Domwallfahrten neu aufgestellt. Bei der gemeinsamen Konzeptarbeit des Teams wurden zwei Dinge deutlich: Die Katholische Kirche verfügt erstens über ein ungeheures Potential. Und die Kirche schöpft zweitens ihre Kommunikationspotenziale nicht völlig aus: "Würde man eine genauer abgestimmte Kommunikationsstrategie verfolgen, gelangte die Kirche stärker in die Wahrnehmung der breiten Masse" (Hillebrecht/Schilling/Schlaus 2002, S. 470). Was bereits vor zehn Jahren das Untersuchungsergebnis zur Kommunikation der Kirche in Deutschland war, gilt auch heute noch bei der Konzeption der Kommunikation einzelner Angebote wie der Domwallfahrt.

Pro hominibus constitutus (lateinisch: für die Menschen bestellt) war der Wappenspruch des Kölner Kardinals Joseph Frings. Wer aber heute für die Menschen da sein möchte, muss das in der Mediengesellschaft auch medial tun, was eine professionelle Ausrichtung der kommunikativen Arbeit erfordert. Eine nur journalistische Aufbereitung von Themen reicht nicht aus. Vielmehr ist eine systematische Planung der Aktivitäten notwendig, um im Mediensystem bestehen zu können. Strategische Überlegungen und Konzepte stammen ursprünglich aus Unternehmen und anderen kommerziellen Zusammenhängen. Öffentlichkeitsarbeit oder PR steht für viele Verantwortliche in der Kirche daher noch im Zusammenhang mit eigentlich nicht gewollten Praktiken der Wirtschaft (vgl. Becker-Huberti 2010).

Die PR-Praxis muss wie alles andere Handeln ethisch reflektiert werden und Kirche muss sich in der Folge von manchen Praktiken abgrenzen. PR-Arbeit kann jedoch durchaus auch als dialogisches Handeln begriffen werden, die letztlich nicht nur den einzelnen Partnern sondern der gesamten Gesellschaft dient. Die Fachkompetenz der PR sollte daher in der Kirche und auch in der Pastoraltheologie verankert werden. Für die Domwallfahrt bedeutet dies: Die Menschen sollen wieder der Kirche vertrauen, dass sie bei dieser Veranstaltung das "Vertrauen auf die befreiende Liebe Gottes" erfahren können.

Literatur

Avenarius, Horst (32000): Public Relations. Die Grundform der gesellschaftlichen Kommunikation. Darmstadt.

Becker-Huberti, Manfred (2010): "Was braucht eine gute Kampagne für kirchliche Themen?" In: sinnstiftermag.de Ausgabe 09; http://www.sinnstiftermag.de/ausgabe_09/pdf/ sinnstiftermag_01_komplett.pdf (zuletzt aufgerufen am 3.8.2012.

- Blanke, Eberhard (2010): Kommunikationskampagnen. Ansätze und Kriterien einer praktisch-theologischen Kampagnentheorie. Stuttgart.
- Brömmling, Ulrich (Hg.) (2009): Non-Profit PR. Konstanz.
- Bucher, Rainer (2005): "... jetzt schauen wir in einen Spiegel". Einige Kriterien für die "Öffentlichkeitsarbeit" der Kirche. In: Theologisch-Praktische Quartalschrift, 153. Jg., H.1, S. 23-34.
- Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.) (2011): Virtualität und Inszenierung. Unterwegs in der digitalen Mediengesellschaft. Ein medienethisches Impulspapier (= Die deutschen Bischöfe Publizistische Kommission 35). Bonn.
- Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik (Hg.) (2004): Öffentlichkeitsarbeit für Nonprofit-Organisationen. Wiesbaden.
- Grunig, James E/Hunt, Todd (1984): Managing Public Relations. New York.
- Hansen, Renée/Schmidt, Stephanie (52011): Konzeptionspraxis. Eine Einführung für PR- und Kommunikationsfachleute. Mit einleuchtenden Betrachtungen über den Gartenzwerg. Frankfurt am Main.
- Hillebrecht, Steffen/Schilling, Oliver/Schlaus, Antonia (2002): Herausforderung kirchlicher Öffentlichkeitsarbeit. Ergebnisse einer qualitativen Befragung. In: Communicatio Socialis, 35. Jg., H.4, S.459-471.
- Hüsch, Mechthild (2010): Welche Kampagne? Der Hahn auf dem Kirchturm kräht ganz schön leise. Kirchliche Kampagnen sehe ich momentan nicht. In: sinnstiftermag.de Ausgabe 09 [online] http://www.sinnstiftermag.de/ausgabe_09/pdf/sinnstiftermag 01 komplett.pdf (zuletzt aufgerufen am 3.8.2012.
- Pirner, Gerhard (2005): Werben unter Leidensdruck. In: Theologische-Praktische Quartalsschrift, 153. Jg., H.1, S.3-11.
- Ronneberger, Franz/Rühl, Manfred (1992): Theorie der Public Relations. Ein Entwurf. Opladen.
- Zimmer, Konstantin (2002): Zwischen News, PR und Verkündigung. Die Qualität der Arbeit kirchlicher Pressestellen. In: Communicatio Socialis, 35. Jg., H. 3, S. 298-321.

Martin Willebrand

"Respekt vor dem Raum" statt "Verzweckung der Kirche"

Die Umgestaltung einer Kirche schließt an deren architektonische Kommunikation an

Wenn Markus Nolte das mächtige Gebäude betritt, dessen Erscheinungsbild es unzweideutig als Vertreter klassischer Nachkriegskirchenbauten verrät, verstummen Verkehrsrauschen, Hupen und Fahrradklingeln des Asphaltgürtels um die Münsteraner Innenstadt schlagartig hinter der zufallenden Eingangstür und bleiben außerhalb der dicken Backsteinmauern. Denn der Arbeitsplatz des stellvertretenden Chefredakteurs der Kirchenzeitung im Bistum Münster ist die ehemalige Bonifatiuskirche, die seit 2005 den Dialogverlag beherbergt.

Kirchenumnutzung - unterschiedliche Möglichkeiten

Aus vielen Gründen können in Deutschland immer mehr Kirchen nicht mehr ausschließlich als Gebets- und Gottesdienstraum genutzt werden. Der Begriff Kirchenumnutzung ist dabei der Oberbegriff für jede alternative Nutzung eines Kirchengebäudes. Die Deutsche Bischofskonferenz hat dafür mehrere Optionen aufgezeigt. Möglich sind zum Beispiel

- eine "Nutzungspartnerschaft" der Gemeinde mit anderen christlichen Kirchen oder der Kommune, die den Raum für kulturelle Zwecke nutzt:
- eine besondere Nutzung etwa als Kirche einer muttersprachlichen Gemeinde oder als Begräbnisstätte besonders für Urnen (Kolumbarium);
- eine Teilnutzung etwa der Krypta oder Kapelle für die Liturgie, während andere Raumteile als Räume der kirchlichen Verwaltung oder für Kulturveranstaltungen genutzt werden.

Wird die liturgische Nutzung ganz aufgegeben, kann das Gebäude ebenfalls als Verwaltungs- oder Kulturraum dienen; auch eine kommerzielle Nutzung ist nicht ausgeschlossen, wenn sie dem Charakter des Gebäudes entspricht. Mit ganz unterschiedlichen Konzepten werden so aus ehemaligen Kirchen Turnhallen, Kindertagesstätten, Kolumbarien oder sogar Restaurants. Auch wird immer wieder eine "Konservierung" des Gebäudes über eine Zeit von 10 bis 15 Jahren in Erwägung gezogen. Ausgeschlossen ist allerdings die liturgische oder kultische Nutzung des ehemaligen Kirchenraums durch nichtchristliche Religionsgemeinschaften. Allein eine Nutzung als Synagoge wird begrüßt. Der Abriss des Kirchengebäudes ist in jedem Fall ultima ratio. Er kann gerechtfertigt sein, wenn das nicht mehr benötigte Gebäude weder architektonisch noch kunsthistorisch bedeutsam ist.

Pilotprojekt des Bistums

Der Verlag der Bistumszeitung von Münster ist vor sieben Jahren in das Kirchengebäude eingezogen. Bereits um die Jahrtausendwende gab es in der westfälischen Diözese erste Überlegungen, eine Kirche zu schließen. Gleichzeitig brauchte das Verlagsunternehmen, dessen Mehrheitseigner das Bistum ist, mehr Raum. "Beim Generalvikar liefen dann beide Fäden zusammen", erzählt Markus Nolte, "es sollte ein Pilotprojekt für ähnliche Vorhaben sein." Im Februar 2005 musste die Kirche dafür zunächst profaniert werden. Das ist erforderlich, wenn eine Kirche in keiner Weise mehr - auch nicht von anderen christlichen Kirchen und Gemeinschaften - liturgisch genutzt wird. Dabei wird in einer Messfeier, meist einem Pontifikalamt, das Profanierungsdekret des Diözesanbischofs verlesen, das Ewige Licht gelöscht und die konsekrierten Hostien aus dem Tabernakel geholt. Sie sollen anschließend - möglichst in einer Prozession - zu der Kirche getragen werden, die das künftige Gotteshaus der jeweiligen Gemeinde ist. Nach der Profanierung der Bonifatiuskirche kaufte der Verlag das Gebäude vom Bistum und gestaltete es um, sodass im Januar 2006 die neuen Räume vom Bischof gesegnet wurden und die 38 Verlagsmitarbeiter ihre Büros beziehen konnten.

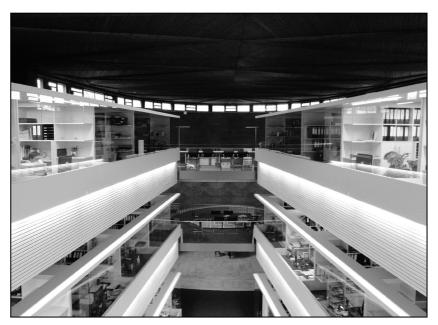
Die Umgestaltung des Kirchengebäudes versucht, an theologische Kerngedanken in dessen Architektur anzuknüpfen. Die Herausforderung dabei: Wie ist es möglich, das architektonische Grundkonzept des Kirchengebäudes nicht zu zerstören und gleichzeitig den Anforderungen eines Verlags- und damit Bürogebäudes gerecht zu werden? Der Grundriss der 1965 geweihten Kirche bildet bereits den Kerngedanken ihrer Architektur ab: Er hat die Form einer Parabel. Als Symbol für Unendlichkeit, dessen Schenkel in Richtung Hauptstraße, Innenstadt, Welt zeigen, realisiert der Grundriss einen Kerngedanken des Zweiten Vatikanischen Konzils: Die Gläubigen als Volk Gottes befinden sich im Raum Gottes. Der Raum Gottes und der Raum der Menschen sind nicht voneinander separiert, sondern öffnen sich ein-



In der Bonifatiuskirche in Münster wurden bis 2005 Messen gefeiert,... (Foto: Michael Bönte)

ander, genauso wie Kirche und Welt kein Gegenüber bilden, sondern miteinander verwoben und aufeinander verwiesen sind. Die Pastoralkonstitution formuliert: Die Kirche weiß sich "mit der Menschheit und ihrer Geschichte [...] engstens verbunden" (GS 1) und sieht sich aus "Verbundenheit, Achtung und Liebe gegenüber der ganzen Menschheitsfamilie" zum Dialog verpflichtet (GS 3).

Durch die gläserne Rückwand des nach vorn hin abgerundeten Gebäudes fällt Licht in einen Gang, der konisch auf die ehemalige Altarinsel hin zuläuft. Anstelle dieser Glaswand schmückte vor der Umgestaltung ein meterhohes Fensterglasmosaik das Hauptportal über die gesamte Breite des Gebäudes. "Wir haben das Glaskunstwerk eingelagert", erklärt Nolte – einerseits, um die für die Arbeit erforderlichen Lichtverhältnisse zu schaffen. "Andererseits soll auch deutlich werden: Es war eine Kirche, jetzt wird hier gearbeitet." Denn den Planern war bei der Entwicklung des Gebäudekonzepts der Respekt vor dem Raum besonders wichtig: Der Eindruck, dass hier eine Kirche verzweckt werde, indem in das unveränderte Gebäude einfach ein Verlag einziehe, habe vermieden werden sollen. Zugleich sollen die architektonischen Veränderungen das klar machen, worauf auch der hier arbeitende Journalist und Theologe Nolte insistiert: "Dies ist keine Kirche mehr."



... heute beherbergt das Bauwerk die Redaktionsräume des Dialogverlags. (Foto: Martin Willebrand)

Links und rechts vom Gang sind auf drei Ebenen parzellenartig Büros angeordnet: Jedes davon ist nach oben offen und nach vorn nur durch eine Glaswand begrenzt. "Sie sehen und werden gesehen", fasst Nolte die Konsequenz dieser architektonischen Offenheit zusammen, "es zeigt aber auch: Wir sind eine Mitarbeiterschaft". Die beiden Büroebenen laufen konisch auf den Scheitelpunkt der Parabel hin – hier stand früher der Altar. So bleibt auch der nachträgliche Einbau auf die Spitze des Gebäudes hin ausgerichtet und kommuniziert symbolisch, worauf der Betrachter seine Aufmerksamkeit lenken soll.

Hinter der engsten Stelle des Mittelgangs tut sich plötzlich ein weiter, hoher Raum auf: Die sandsteinerne Freifläche war einmal die Altarinsel. Statt Teppichboden dominiert hier heller Sandstein – bei der Umgestaltung des Altarraums hat man den Boden so belassen, wie er war. Im Rund des Parabelscheitelpunktes steht parallel zur Außenmauer eine zweieinhalb Meter hohe Holzwand, die nicht weiß lackiert wie die Fronten der Büroebenen, sondern naturbelassen ist – die Regale in der Rückseite der Wand enthalten eine kleine Bibliothek für die Verlagsmitarbeiter. "Der ehemalige Altarraum ist und bleibt ein besonderer Raum", meint auch Markus Nolte, "das soll man sehen können". Dort, wo einst der Altar stand, steht jetzt ein Flügel, denn in unregelmäßigen Abständen finden hier kleinere Konzerte

oder Lesungen statt. "Wir wollen aus einem Kult-Ort einen Kultur-Ort machen", erklärt Nolte. Der Altar selbst ist übrigens in einem Depot in der Stadt untergebracht, wie auch die entfernten Fenster und andere Kunstwerke, die nicht in der neuen Gemeindekirche genutzt werden können.

Das Zusammenspiel von ursprünglicher wie neuer Bausubstanz und ihrer Symbolik wird auch an anderen Stellen deutlich: Die Büroebenen sind nicht mit der parabelförmigen Außenwand verbunden, sondern lassen eine Lücke zu ihr. So wirken sie, als ob sie im Raum schweben würden und drücken damit aus, was auch Nolte betont: "Wir haben den Raum nur geliehen." Abgesehen von den Böden der Büroebenen aus Beton sind alle Wände der Büroparzellen aus Holz: So wurden massive Eingriffe in die ursprüngliche Architektur vermieden. All das sei Ausdruck des Respekts davor, was das architektonische Konzept des Kirchengebäudes symbolisiere.

Ein wichtiges Kriterium: Reversibilität

Holzbauweise, hineingestellte Büroebenen – ist diese alternative Nutzung als Bürogebäude vielleicht gar nicht so endgültig, wie es scheint? Wäre es sogar möglich, das Gebäude später einmal wieder als Kirche zu nutzen? "Auf jeden Fall", sagt Nolte, "dass dieser Einbau reversibel sein sollte, war auch eine Vorgabe vom Denkmalamt." Doch nicht nur die Denkmalbehörde, auch die deutschen Bischöfe haben sich bereits vor zehn Jahren Gedanken darüber gemacht, wie mit Kirchengebäuden umzugehen ist, die nicht mehr als Gottesdienstraum genutzt werden sollen. Ihnen zufolge ist jede Umnutzung immer auch ein Stück weit Provisorium: "Baumaßnahmen für neue Nutzungen sollten möglichst reversibel gestaltet werden, damit künftige Generationen die Kirchenräume ihren eigentlichen Bestimmungen wieder zuführen können", betonen sie in einer Arbeitshilfe zu diesem Thema.

Der einzige wirkliche Neubau ist ein nach drei Seiten verglaster Konferenzraum auf dem Flachdach des einstigen Gemeindezentrums. Auch für diese Gestaltung gab es neben architektonischen wiederum theologische Motive. Die konziliare Idee des Ineinanders von Kirche und Welt wird hier weitergeführt: "Wir wollen uns von den Leuten beim Arbeiten zuschauen lassen", erklärt Nolte.

Wenn ein Kirchenraum für eine alternative Nutzung umgestaltet wird, bedeutet das auch: Christen, die regelmäßig zum Gottesdienst dorthin gekommen sind, verlieren einen vertrauten Ort ihrer Religiosität, vielleicht sogar das Zentrum ihrer religiösen Biografie. "Wir haben nach der Eröffnung drei Besichtigungswochenenden ver-

anstaltet", erzählt Nolte. Größtenteils seien die Reaktionen positiv gewesen. Aber natürlich nicht nur: Für Menschen, die in so einer Kirche getauft worden und zur Erstkommunion gegangen sind, die dort geheiratet haben oder sogar nach dem Krieg für den Neubau gespendet haben, ist es schwer, die Schließung der eigenen Kirche mitzuerleben. "Umnutzung erfordert sicher auch Trauerarbeit", darüber ist sich Nolte im Klaren – "es wäre ja fast schlimm, wenn nicht."

Dass die Umgestaltung der ehemaligen Kirche so zustimmende Reaktionen erfährt, liegt wohl auch an der Botschaft, die sie vermittelt. Einerseits wird durch Um- und Einbauten deutlich: Hier sind nicht Büros in einer Kirche; die Kirche wird nicht verzweckt – denn es ist keine Kirche mehr. Andererseits leugnet das neue Erscheinungsbild auch nicht die Vergangenheit des Gebäudes als Sakralbau, indem es den theologischen Grundgedanken seiner Architektur folgt, sie durch Ein- und Neubauten eigens akzentuiert und prinzipiell eine Wieder-Nutzung des Gebäudes ermöglicht. Die ehemalige Bonifatiuskirche in Münster zeigt: Die Umnutzung von Kirchengebäuden zu anderen Zwecken wird in näherer Zukunft nicht zu verhindern sein. Umso mehr bedarf es durchdachter Konzepte, die neben dem für manche schweren Verlust eine tragbare Lösung und vielleicht sogar ein Gewinn sein können

Literaturempfehlungen

Bauer, Katrin (2011): Gotteshäuser zu verkaufen. Gemeindefusionen, Kirchenschließungen und Kirchenumnutzungen. Münster u. a.

Deutsche Bischofskonferenz (Hg.) (2003): Umnutzung von Kirchen. Beurteilungskriterien und Entscheidungshilfen (= Arbeitshilfen 175). Bonn.

Deutsche Stiftung Denkmalschutz, Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland (Hg.) (2011): Kirche leer – was dann? Neue Umnutzungskonzepte für alte Kirchen. Petersberg.

Frings, Thomas (2007): Gestaltete Umbrüche. Kirchen im Bistum Münster zwischen Neugestaltung und Umnutzung. Münster.

Ernst Elitz | Noch nie war es so spannend,

Journalist zu sein!*

Die digitale Welt öffnet dem Journalismus eine neue Dimension

Es gibt zwei Worte, mit denen sich unser Journalistenberuf auf den Punkt bringen lässt: Journalisten sind Welterklärer und Wahrheitsfanatiker. Das sind große Worte. Wir schreiben sie nicht auf unsere Visitenkarte. Aber wir mühen uns in unserer täglichen Arbeit, ihnen gerecht zu werden – in der Lokalredaktion, auf der Reportage-Seite, im Wirtschafts-, im Sport- und im Kulturessort. Journalisten unterscheiden sich von anderen Arbeitnehmern. Sie gehören nicht einer Berufsgruppe an, die sich Anrufe nach Feierabend verbittet. Wir warten geradezu darauf, es könnte ja ein Tippgeber sein, der uns exklusiv einen Scoop serviert.

Rerum cognoscere causas, den Dingen auf den Grund gehen diese Worte Vergils, noch vor der Geburt Christi geschrieben, vom 1945 gegründeten Berliner "Tagesspiegel" als Grundmaxime journalistischer Arbeit in den Zeitungstitel übernommen, sagen kurz und knapp, worum es geht. Nämlich das, was um uns geschieht, für den Leser verständlich zu machen, die Wahrheit hinter Partei-Parolen zu suchen, den Unsinn der Bürokratie aufzuspießen, verlogene Werbeversprechen zu entlarven – das ist Journalistenaufgabe, unabhängig davon, für welches Medium wir arbeiten, und unabhängig von der Technik, die nicht den Kern unseres Berufs ausmacht. Sie ist unser Handwerkszeug. Und doch wirbelt dieser Handwerkskasten mit der Aufschrift "Digitalisierung" unsere Journalistenwelt ziemlich durcheinander.

In den Redaktionen ist Druck im Kessel. Aber Druck, auch Leidensdruck, erzeugt Energie. In der digitalen Welt kann die Wahrheit bitter schmecken. Im Rahmen einer Projektarbeit hatten meine Studenten die gedruckte Ausgabe einer großen deutschen Tageszeitung mit deren digitalen Auftritt verglichen. Um der versammelten Redaktion das Ergebnis ihrer Arbeit anschaulich zu demonstrieren, hielten sie zu Beginn der Präsentation die ersten beiden Seiten des Blattes

Leicht gekürzte Fassung des Vortrags zur Verleihung des Wächterpreises am 3.5.2013 in Frankfurt am Main.

hoch, nur zusammengehalten vom weißen Rand, und dem Logo des Blattes – dazwischen klaffte ein großes Loch, denn alles was Redakteursfleiß in harter Tagesarbeit bis zum späten Redaktionsschluss zusammengetragen hatte, was durch die Rotation gelaufen und per LKW zu den Verkaufsstellen transportiert worden war, konnte der Leser schon vor dem Gang zum Kiosk auf dem Online-Portal der Zeitung genießen. Warum dann noch kaufen? Die gedruckte Zeitung hatte sich auf dem Weg zum Kunden in Luft aufgelöst.

Das ist eine bittere Erkenntnis, die wir uns nicht schön reden dürfen. Auch nicht mit Argumenten wie: Immerhin lesen doch noch 47 Millionen Deutsche ihre Zeitung auf knisterndem Papier. Oder: Das gedruckte Layout bietet auf einen Blick ein Kaleidoskop interessanter Themen, im Gegensatz zum PC, dessen gehobenes DIN A4-Format Angebot und Gestaltungsraum zwangsläufig einschränkt.

Vom Papier zu lesen – sagt unser Augenarzt – sei ohnehin viel gesünder als der stiere Blick auf den Schirm. Und außerdem ist es doch viel bequemer, sich mit der Zeitung im Sessel zu räkeln als ständig wie ein mobiler Hypertoniker auf einem Screen oder einer Tastatur herumzutippen oder herum zu wischen. Stimmt alles. Aber man weiß nie, wie lange. Und unsere Mutmacher-Argumente beantworten auch nicht die Frage: Wie gewinnen wir die, die sich von der Kulturtechnik des Entzifferns von Buchstaben auf dem Papier abgewandt haben, für journalistische Produkte zurück. Deshalb lautet meine

erste These: Da müssen wir uns schon etwas mehr einfallen lassen als das larmoyante Lob der gedruckten Zeitung, als die tägliche Eigenlob-Transfusion.

Das uns innewohnende Journalisten-Gen verlangt täglich die Bereitschaft zu rigorosen Veränderungen. Würde sich nicht permanent alles um uns herum verändern, müssten alle Journalisten zum Arbeitsamt.

Es ist schon Routine, dass wir von unseren Zeitgenossen fordern, sich endlich von überkommenen Gewohnheiten zu lösen. Die Bürokratie soll sich gefälligst den verändernden Bedürfnissen der Bürger anpassen; jeder soll kapieren, dass er nicht lebenslang am einmal erlernten Beruf kleben kann; und der arbeitslose Buchhalter möge ohne Rücksicht auf seinen Buchhalterstolz Unkraut in den städtischen Grünanlagen zupfen, wenn das Arbeitsamt gerade nichts Besseres für ihn in der Kartei hat. Das lese ich jeden Tag in der Zeitung.

Aber jetzt sind wir selber dran. Das ist das Spannende am Journalistenberuf, dass wir das Produkt, an dem wir mit Herzblut arbeiten, von Grund auf verändern müssen.

Für den Umbau des Journalismus gelten – anders als für Buchhalter – keine Zumutbarkeitsregeln, jedenfalls so lange im Newsroom die Klimaanlage intakt ist. Gemessen an dem, was wir von anderen einfordern, ist und bleibt es ein Privileg, unserem Beruf in der digitalen Welt jene Bedeutung zu erhalten, die ihm nicht nur zur Befriedigung unserer eigenen Eitelkeit, sondern auch wegen seines gesellschaftspolitischen Auftrags zukommt.

These Nummer zwei: Es ist nicht nur spannend, über Neues zu berichten. Es ist ein höherer Spannungsgrad, selber etwas Neues zu machen. Wir machen unseren Lesern Veränderung vor. Wir sind das gute Beispiel!

Der Journalismus steht vor einer historischen Herausforderung, die derjenigen gleicht, mit der im 15. Jahrhundert der Start up-Unternehmer Johannes Gensfleisch, genannt Gutenberg, ausgestattet mit Venture Capital, nach kurzfristiger Insolvenz und anschließendem Neustart das Druckwesen umkrempelte. Er tat etwas, was heute von uns erwartet wird: Er verschaffte dem Content neue attraktive Gestaltungsmöglichkeiten, eine größere Verbreitung und neue Leser. Die Zahl der Zugriffe auf das Gedruckte explodierte. Schließlich kam Aufklärung und Wissen in jedes Haus. Das sollte uns Ehrfurcht vor der Technik, unserem Handwerkszeug, lehren.

Also rein in die Zukunft! Aber wir sollten uns erst einmal von ein paar lieb gewordenen alten Kamellen trennen, sprachlich und inhaltlich ideologischen Ballast abwerfen:

Erstens: Der häufige Gebrauch des Zauberworts Web 2.0, wahlweise Web 3.0 hat noch keiner Zeitung auch nur einen Leser verschafft. Also weg damit! Mit dieser plattgefahrenen Renommiervokabel lässt sich kein Eindruck mehr schinden.

Zweitens: Mit dem endlosen Abdruck von Leserkommentaren erweisen wir der Debattenkultur keinen Dienst, sondern erwecken eher den Eindruck, dass ein Teil unserer Leser am Rande der Geistesverwirrung dahin vegetiert.

Drittens: Wir sollten Abschied nehmen von der Idee, dass der Nutzer sich im Netz mit der kurzen Nachricht abspeisen lässt und uns mit Dankbarkeit überschüttet, wenn wir ihm die ausführliche Interpretation des Geschehens erst am nächsten Morgen in der Druckausgabe servieren. Der Ansatz, "Heute gönne ich Dir eine kurze Nachricht, Erklärung folgt morgen", entspricht eher dem Winterfahrplan der Deutschen Bahn als den Erwartungen des Publikums an Qualitätsjournalismus.

Medien mit eingebauter Verspätung verpassen den Anschluss. Sie fahren Museumsbahn. Die Konsequenz daraus lautet: Wir sollten in den Online-Redaktionen nicht nur die jüngsten, zwangsläufig noch nicht mit allzu viel journalistischer Erfahrung gesegneten Kolleginnen und Kollegen beschäftigen, sondern auch ältere erfahrene Mitarbeiter, die mit ihrer Sachkunde eine verlässliche Einordnung der Nachrichten in kürzester Zeit vornehmen können. Fachleute für beschleunigte Welterklärung. Heute identifiziert man den Begriff Online-Redakteur noch mit jung und schlecht bezahlt. Ein Kreativ-Proletariat. Damit muss Schluss sein!

These Nummer drei: Der Wettbewerb um Qualität entscheidet sich immer schon jetzt und nicht erst am nächsten Morgen. Im Internet ist kein Platz für Flatrate-Journalismus.

Die Kommunikation im digitalen Zeitalter ist geprägt von Tempo, Spontanität, Zuspitzung, einer ausbeuterischen "Alles umsonst"-Ideologie und der misslichen Entwicklung, dass Informationen sich im Netz zwar immer preiswerter verbreiten lassen, ihre Beschaffung aber nach wie vor höchst aufwendig ist. Der kostenfreie Zugang bestärkt die Öffentlichkeit in ihrer Konsumentenerfahrung, dass ein Produkt, das an jeder Ecke für lau zu haben ist, im Grunde nichts wert sein kann. Aber die Zeitung ist kein Schleckermarkt.

Die zunehmende Beschleunigung der Kommunikation ist ein Naturgesetz. Sie beginnt mit dem Boten des Aischylos, der im 5. Jahrhundert vor Christus mit zerfetzten Füssen am persischen Königshof eintrifft, um dem erschaudernden Hofstaat vom Untergang der persischen Flotte zu berichten. Sie führt über Postschiffe, Seekabel, Fernschreiber und Funkverbindungen direkt in unser Wohnzimmer, wo uns Radio, Fernsehen und Liveticker zu Zeugen von Ereignissen machen, die – wie viele Längen- und Breitengrade sie auch entfernt sein mögen – Einfluss auf unser Leben nehmen.

Ohne Beschleunigung keine Pressefreiheit! Zu Beginn des 20. Jahrhunderts legte die rasende Nachricht am Schreibtisch des Zensors keinen Zwischenstopp mehr ein. Sie zischte vorbei, und der Zensor musste kapitulieren. Kaum schaltet die chinesische Regierung heute ein paar Internetseiten ab, wird sie mit einer neuen Zeitrechnung konfrontiert: Sie lebt im Jahrhundert des Igels, denn so sehr der Internetblockierer sich auch beeilt, die Nachricht ist immer schon da. Die Informationstechnologie ist ein Treiber der Meinungsfreiheit und der Demokratie. Aber sie ist doch nur eine Disziplin im journalistischen Oualitätswettbewerb.

These vier: Auch wenn alle Geschwindigkeitsrekorde überboten werden, bleiben die klassischen Fertigkeiten unserer Branche von eherner Gültigkeit: die penible Überprüfung der Information, die Genauigkeit der Recherche, die sachverständige Einordnung und Bewertung. Die Qualität einer Redaktion – und eines Internetportals – bemisst sich daran, ob die Redaktion in diesen Disziplinen perfekt ist.

Den entscheidenden Beitrag zur journalistischen Qualität leistet noch immer der Mensch. Seine Kenntnis und seine Kreativität machen ein Medienprodukt unverwechselbar, machen es zur Marke. Wer auf ein Thema aufmerksam machen will, braucht die Zuspitzung. Jede Schlagzeile ist Zuspitzung; der Kommentar braucht sie, um Debatten anzuregen. Gerade in einem Medium wie dem Internet, das im Gegensatz zur statischen Zeitung ständig in Bewegung ist und dessen mobile User sich in vielfältigen Nutzungssituationen permanenter Ablenkung ausgesetzt sehen, ist Pointierung zwingend, um zu fesseln und im Kampf um Aufmerksamkeit den Sieg davon zu tragen – gegen ewig quasselnde Kollegen im Großraumbüro, oder im Bus mit dem iPad in der einen, dem Coffee-to-go in der anderen Hand.

These Nummer fünf: Der Aktualitätswettbewerb spielt sich im Internet ab. Aber Print wird dadurch nicht abgehängt. Er braucht einen neuen Journalistentyp.

"Alles ist einfacher als kurz", lautet eine Branchenweisheit. Nichts ist schwerer, als eine Zuspitzung, die den Kern einer Aussage, eines Berichts oder eines Ereignisses zielgenau trifft und Interesse weckt, der Weiterleitung zu einem längeren Text zu folgen.

Dieser Text kann auch am nächsten Morgen in der gedruckten Zeitung stehen, denn online läutet ja nicht das Totenglöcklein der Druckausgabe, es macht nur klar, dass die gedruckte Zeitung eine eigene Form finden muss, mit der sie sich abhebt von der schnellen Nachrichtengebung und der prompten Einordnung des Geschehens. Nur diese besonderen Texte der Printausgabe dürfen nicht zeitgleich ins Netz gestellt werden. Print braucht Exklusivität. Das Gedruckte muss sich stilistisch abheben vom dem durch das Tempo der Ereignisse diktierten Online-Stil.

Wir brauchen nicht für Online, sondern für Print einen neuen Journalistentyp; einen, der neben der Reportage die Kunst der profunden Analyse und des Essays beherrscht, nicht in der ausufernden Form der Wissenschaft, sondern sachkundig, pointiert und bereit, sein Wissen in den Dienst der Leser zu stellen. Einer, der ohne Scheu vor der

Arroganz kritischer Beckmesser Literatur für den Alltag schreibt. Es bedarf einer neuen Form, die Nachrichten des Tages erzählerisch zu präsentieren, mit Blick auf das Geschehen des neuen Tages.

These Nummer sechs: Also weg vom Rückspiegel-Journalismus. Journalismus muss durch die Frontscheibe blicken: Wo ist freie Fahrt, wo gibt es Hindernisse, wo droht Gegenverkehr? Wo die morgendliche Ausgabe der Zeitung sich dieser Aufgabe stellt, ist sie auf einem Weg, der ihr die Zukunft sichern kann.

Und dann sind da noch ganz prosaische Gründe, die für das Überleben der Print-Zeitung sprechen. Je mehr der PC in all seinen Formen den beruflichen Alltag bestimmt, desto eher wird sich der Leser in seiner Freizeit nach anderen Lektüremöglichkeiten sehnen. Arbeitsfrei kann auch computerfrei heißen, mit einer anderen Haptik und anderen Bewegungsabläufen, wie sie die Arbeit vorgibt. Und der Mensch liebt die Redundanz. Er wiederholt sich gern. Er ist nicht so ein Nachrichtenfreak wie wir, der jede Nachricht, die er liest, sofort für sich speichert. Er liest morgens gern noch mal nach, was er aus der "Tagesschau" kennt. Warum soll er nicht das im Internet Aufgeschnappte noch einmal in Ruhe nachlesen wollen, wenn es ihm das Geschehen unter einem neuen Blickwinkel und attraktiv aufgemacht gegenüber tritt. So wird die Zeitung im Doppelpack von Online und Print dem Vertrauen gerecht, dass der Kunde traditionell in sie setzt – in die Qualität ihrer Texte, mit verlässlichen Nachrichten und Exklusivinformationen, mit Nutzwert für Alltag und Meinungsbildung.

These Nummer sieben: Der Qualitätsanspruch gilt nicht nur für journalistische Texte, sondern auch für die Kommentarfunktion und den Videowahn.

Wo die Zeitung sich online auf das Gebiet des Fernsehens wagt, muss sie die professionellen Standards des Bewegtbildmediums akzeptieren. Es reicht nicht, wie im Heimkino ein paar zufällig eingefangene Wackelbilder mit schnell zusammengeschriebenen Sätzen einer holprigen Agenturfassung zu unterlegen. Das Folterinstrument, das jedem Fernsehvolontär zu Beginn seiner Arbeit vorgezeigt wird, heißt "Text-Bild-Schere". Aussagekraft und Einprägsamkeit eines Videos steigen, wenn Bild- und Textsequenzen sich ergänzen, aber die Aufmerksamkeit sinkt rapide, wenn Bild und Text jeweils eine andere Geschichten erzählen. Meine Qualitätsempfehlung: verpflichtende Fernsehpraktika für Online-Redakteure. Und: Auf Fernsehbilder verzichten, deren Qualität drei Stufen unter der "Tagesschau" liegt.

These Nummer acht: Spontanität bringt Leben in die Bude. Leider bringt sie auch Trash ins Haus.

Es mag unterhaltsam sein, sich durch das Sammelsurium der Leserkommentare zu scrollen, die mal witzig sind, mal informativ, mal voll daneben und die sich häufig ungetrübt von jeglicher Sachkunde unter dem Markennamen eines seriösen Publikationsorgans aufblähen dürfen. Da lümmelt sich in den Kommentarspalten der Zeitgenosse, den die Kollegen von der "taz" mit der ihnen eigenen Milieukenntnis als "notorischen Dauermotzer" beschreiben, "der nach dem Motto 'Ich kack hier einfach mal besoffen rein' die Kommentarspalten sämtlicher Blogs und Presseorgane mit seinem Lebensfrust voll müllt". Müll schädigt das Image der Marke. Bitte, erteilt dem Vollmüller Sprechverbot!

Es gibt Errungenschaften des klassischen Redaktionsbetriebs, die man bei aller Begeisterung über die technischen Möglichkeiten der digitalen Welt nicht entsorgen sollte – den Korrektor und den Leserbriefredakteur. Der erste wurde beim Umzug in den digitalen Newsroom im Schrank vergessen. Der zweite hat seinen Namen gewechselt und heißt Moderator, was ihn aber nicht der Pflicht enthebt, mit der Akribie seiner altmodischen Vorgänger alle Einsendungen, die nicht den Qualitätsstandards des Blattes entsprechen, in den digitalen Papierkorb zu klicken. Das gilt für Rechtschreibung, Inhalt und Umgangston.

Das kostet Zeit und Personal und ist budgetrelevant. Aber es erspart dem Leser das Unwohlsein, seine Vorliebe für ein Markenprodukt mit Menschen zu teilen, die in seinen Augen diesem Produkt nicht würdig sind. Ich beglückwünsche die "New York Times" zu der Entscheidung, ihre Leserkommentare danach zu beurteilen, ob sie dem Niveau des Blattes entsprechen und einen Mehrwert bieten, und ansonsten auf ihre Publikation zu verzichten. Wer da "Zensur" schreit, übersieht zweierlei: Es gibt genügend Möglichkeiten im Netz, "unzensiert" seinen Senf abzugeben, und es ist das Recht eines jeden, unerwünschte Gäste von seiner Party fernzuhalten.

These Nummer neun: Jede Redaktion sollte der Anmaßung, mit der die Dummheit sich breit macht, Widerstand leisten. So viel volkspädagogischer Impetus muss auch im digitalen Zeitalter sein.

These Nummer zehn: Wenn jemand moralisch verpflichtet ist, der um sich greifenden Seuche der Anonymität mannhaft entgegenzutreten, dann ist es der Journalist.

Journalismus ist ein Beruf der Aufklärung. Gegen Inquisition, gegen Fürstenwillkür und Metternich, gegen Zensur und Schreibverbote haben Journalisten dafür gekämpft, dass jeder Bürger frei seine Meinung äußern kann. In der Nachbarschaft der Paulskirche hat das besonderes Gewicht. Es gab und es gibt genug Journalisten, die ihr persönliches Einstehen für unbequeme Nachrichten und widerständige Meinungen mit Folter, Haft und Henker bezahlen mussten. Der Beruf des Journalisten ist der Gegenentwurf zum Anonymus. Er setzt Mut gegen Feigheit, Beherztheit gegen Duckmäusertum. Er bürgt mit seinem ehrlichen Namen für das, was er schreibt. Darauf kann der Journalismus stolz sein.

Kaum eine öffentliche Rede, in der nicht von den Journalisten "Werte" eingefordert werden. Von den Politikern erwartet der Bürger da offenbar keine Lieferung mehr. Die Philosophen drücken sich zu ungefähr aus. Und bei den Bankern herrscht gähnende Leere im Werte-Tresor.

Werte wollen gelebt sein. Die Informationen, die wir weitergeben, die Meinungen, denen wir Raum geben, müssen sich klar unterscheiden von den ungeprüften News, den Vermutungen und Verdächtigungen, die getweetet und retweetet, die geteilt und verlinkt werden, die Shitstorms entfachen und Verschwörungstheorien wuchern lassen. Journalistenaufgabe ist es, aus dieser Fülle von Infobits mit dem klassischen Handwerkszeug unseres Berufs jene Inhalte heraus zu kristallisieren, die wirklich wahr sind und nachhaltig Bestand haben.

Der Gatekeeper, lange verdächtigt, den freien Zustrom von Informationen willkürlich einzuschränken, ist plötzlich unverzichtbar geworden. Er stempelt das Gütesiegel "Stimmt!" auf den Durchlaufzettel. Das wird honoriert. Auch in der besonders internetaffinen Generation der Zwölf- bis Neunzehnjährigen gelten die klassischen Medien als unverzichtbare Vertrauensträger: Bei widersprüchlicher Berichterstattung glauben gerade mal sieben Prozent dem Internet, dem Radio und dem Fernsehen 19 bzw. 25 Prozent, aber 48 Prozent vertrauen im Zweifelsfall der Zeitung, die sie generationsgemäß eher im Netz wahrnehmen als in der gedruckten Form (vgl. FAZ vom 21.2.2013). Dass die große Mehrheit der von Bloggern in Foren, in sozialen Netzwerken und auf semi-journalistischen Portalen zitierten Nachrichten aus klassischen Medien abgekupfert ist, belegt ebenfalls den hohen Vertrauensstatus, den die klassischen Marken genießen. Schon in der Schule schreibt man von dem ab, dem man vertraut.

Glaubwürdigkeit ist ein hoher sozialer Wert. Und sie ist eine Grundlage, die es den Mitarbeitern der klassischen Marken ermöglicht, Missstände aufzudecken und gesellschaftliche Debatten anzustoßen.

Ihrer investigativen Recherche vertraut man, ihnen vertraut man sich an. Bei ihnen kann der Tippgeber sicher sein, dass der Informantenschutz juristisch versiert durchgefochten wird. Deshalb ein Wort zu der Idee, den investigativen Journalismus mit Spenden und Stiftungen zu befördern. Ich halte davon wenig, denn ob eine Recherche ein Ergebnis verspricht, ob das Neue vielleicht doch nicht so neu ist, wie Whistleblower vor Gericht geschützt werden können, das ist schwerlich durch einen Stiftungsrat oder ein Spenderkomitee zu bewerten. Je brisanter die Recherche, desto wichtiger ist die Einbindung in eine Redaktion mit Experten anderer Ressorts, mit Juristen und einem Verlag, der bereit ist, Risiken einzugehen und eisern hinter seinen Leuten zu stehen.

These Nummer elf: Investigative Recherche darf nicht outgesourct werden. Dadurch verliert die Redaktion ihre Seele.

Investigative Recherche ist ein wichtiger Kompass und Stabilisator für den Redaktionsbetrieb, denn sie ist ein Kontrastprogramm zum hektischen Alltag. Sie entschleunigt. Sie braucht Ausdauer. Da ist Spontanität mit Vorsicht zu genießen, denn jeder Schritt muss wohlüberlegt sein. Ich genieße auch mit Vorsicht all die beifallheischenden Meldungen, dass diese oder jene Redaktion sich jetzt ein Ressort für investigative Recherche zugelegt hat. Recherche darf keine Spezialdisziplin sein, kein Auftrag an einige Auserwählte. Jeder Redakteur muss die Möglichkeit haben, aus dem Alltag auszubrechen und verdächtigen Spuren zu folgen. Wo den Redakteuren diese Möglichkeit nicht mehr geboten wird, degradiert man sie zum Rädchen im Nachrichtengetriebe und trainiert ihnen den Spürsinn ab, der eine wichtige Voraussetzung für den Journalistenberuf bleiben muss. Der Ruf eines Verlagshauses hängt auch davon ab, ob es die personellen und finanziellen Voraussetzungen für investigative Arbeit schafft.

Die jährlichen Preisverleihungen des Wächterpreises und anderer renommierter Wettbewerbe belegen, dass die Verleger dafür sensibel sind. Sie erkennen, dass aufrüttelnde Reportagen und die Aufdeckung von Skandalen ein unschätzbarer Vorteil im Wettbewerb um Meinungsführerschaft und Agendasetting sind.

Wer hier erfolgreich ist, setzt Standards, die dem klassischen Journalismus auch im digitalen Zeitalter seinen angestammten Platz als Wächter über Bürgerrechte, als Aufklärer und kritischer Partner von Politik, Verwaltung und Wirtschaft sichern. Dank professioneller journalistischer Arbeit kommt alles raus: Fehlurteile aufgeblasener Richter, verschwiegene Kredite eines Bundespräsidenten und Puff-

ausflüge von Versicherungsvertretern, die scharf auf unser Geld und spitz wie Nachbars Lumpi sind. So muss es auch künftig sein!

Der Überbringer guter und schlechter Nachrichten braucht jedoch kein bedrucktes Papier. Wenn im Kirchenlied der Engel vom Himmel "kömmt" und "gute Zeitung" bringt, dann ist er nicht der Zeitungsbote, der der Jungfrau Maria den Tagesanzeiger des Heiligen Geistes unter der Tür durch schiebt. Die Himmelsbotschaft wird nicht analog übertragen. Und wenn Lessings Sultan Saladin den Mameluken für die "gute Zeitung" lobt, dann für die Nachricht, dass der "reiche Nil" ihm neue Schätze sendet. Der Engel tut es für Gotteslohn, der Mameluk kennt schon das Bezahlmodell: drei Beutel Gold für die nützliche Information. Zeitungen – das sind etymologisch Informationen, Nachrichten, Fakten. Sie bilden faktisch die Grundlage einer jeden Entscheidung – persönlich, politisch, ökonomisch. Wo Informationen nicht frei zugänglich sind, muss der Journalist sie erkämpfen.

These Nummer zwölf: Journalisten dürfen sich nicht vornehm zurücknehmen, wenn es um die Rechte ihres eigenen Berufsstands und um die wirtschaftliche Unabhängigkeit der Medien geht. Das gilt nicht nur für die Informationsbeschaffung, sondern auch für Ausbeutung der Kreativen, deren Leistungen mit einem angemessenen Preis entgolten werden müssen.

Journalisten kommen sich heute vor wie die Kulis im Bergwerk, die mit harter Arbeit Schätze zu Tage fördern, mit denen andere sich schmücken. Um es mit einer Anlehnung an Karl Marx zu sagen: Die Expropriation der Kreativen ist zu einem höchst einträglichen Geschäftsmodell geworden. Der Eifer, mit dem die Aggregatoren sich der Texte aus Qualitätsmedien bedienen, macht nur deutlich: Sie brauchen journalistischen Content. Er allein verschafft ihnen Attraktivität und Reputation. Aneinandergeheftete Werbebotschaften sind auch digital kein Erfolg.

Mit der Verabschiedung eines Leistungsschutzrechtes ist der Preis noch nicht bestimmt, den die Journalisten und ihre Rechtswahrer, die Verleger, tatsächlich für ihre Produkte bekommen. Aber um auch das klar zu sagen: Hätten die deutschen Verlage unternehmerischen Geist und Kooperationssinn bewiesen, hätten sie mit der Fülle des von ihnen geschaffenen Contents eigene Suchmaschinen und spezifische Inhaltsportale bestücken können, die präziser Auskunft geben als die jetzt agierenden Unternehmen mit ihren Algorithmen-Systemen, die Inhalte zwar nach Stichworten und Zugriffszahlen, aber nicht nach ihrer Bedeutung bewerten können. Dazu bedarf es redaktionellen, persönlichen Sachverstands, der in den Verlagen vorhanden ist.

Meine beiden Schlussthesen lauten: Im Grunde hätten die Verleger Google erfinden und die Kommentare aus ihren Blättern in einem gemeinsamen Meinungsportal bündeln müssen. Das hätte für den Kunden hohen Nutzwert, würde langatmiges Suchen ersparen und Qualität garantieren.

Und: Das Land braucht statt Algorithmen sachverständige Journalisten, es braucht Arbeiter im Nachrichtengeschäft und weniger Aggregatoren, es braucht für die gesellschaftlichen Debatten verlässliche Fakten statt immer neue Debattenportale.

Wer die Kommentare und Blogs der Zeitungen liest, wird in der Bloggosphäre kaum noch einen neuen, überraschenden Gedankengang finden. Wer diese Vielfalt erhalten will, muss der Presse ihren Anteil an den Aggregatoren-Erlösen zugestehen und auch dem gebührenfinanzierten öffentlich-rechtlichen Rundfunk einen Beitrag abverlangen, etwa durch eine gesplittete Gebühr: Eine Grundgebühr kann den Empfang der ausgestrahlten Programme ermöglichen, eine erweiterte Gebühr berechtigt darüber hinaus zur Nutzung der Onlineportale der Sender. Das wäre fairer Wettbewerb und eine Bestandsgarantie für den Rundfunk wie für die Presse.

Beide brauchen in der digitalen Welt verlässliche Geschäftsmodelle, die es uns Journalisten ermöglichen, auf allen technischen Verbreitungswegen mit den klassischen Tugenden unseres Berufs Standards zu setzen gegen die Gerüchteküche im Netz und ihre Meinungsanimateure. Daraus beziehen Rundfunk, Fernsehen und Presse ihre gesellschaftliche Relevanz. Dabei ist die Presse der Bote, der uns täglich "nützliche Zeitung" bringt. Die ist wie früher drei Beutel wert. Vor allem, wenn auch bei den Journalisten und den Preisträgern heute ordentlich was hängen bleibt.

Literatur-Rundschau

Gebhard Fürst/David Hober/Jürgen Holtkamp (Hg.): Katholisches Medienhandbuch. Fakten – Praxis – Perspektiven. Kevelaer: Butzon & Bercker 2013, 336 Seiten, 29,95 Euro. Online verfügbar unter: http://www.mdgonline.de/medienhandbuch/startseite.html

"Reicht es nicht völlig aus, wenn jedes Bistum über eine eigene Website verfügt, welche Informationen zu Gottesdiensten, ein bis zwei Gebete oder Veranstaltungshinweise sowie eine Wegbeschreibung enthält?" Diese Frage eines Priesterseminaristen, nach einem ersten Blick in das Katholische Medienhandbuch, löst vermutlich bei katholischen Medienschaffenden Kopfschütteln aus und provoziert Gegenpositionen. Ein hoher Grad an Emotionalisierung ist allein deshalb nachvollziehbar, weil die getroffene Aussage zentrale (Unsicherheits-) Momente des aktuellen Diskurses auf den Punkt bringt: Kann es sich der "Medienplayer" katholische Kirche überhaupt leisten, eine aktive Nutzung neuer Kommunikationskanäle grundsätzlich abzulehnen? Ist es in einer säkularisierten Welt nicht leichtsinnig, in der Internetnutzung nur einen weiteren zu besetzenden Verkündigungskanal zu sehen? Wäre die, mit fehlender Präsenz im Lebensraum Internet möglicherweise einhergehende, verpasste Zielgruppenansprache von vor allem jungen und medienaffinen Menschen nicht fahrlässig im Sinne des missionarischen Auftrages des Evangeliums? Wie jedoch ist der unbequeme und dennoch notwendige Paradigmenwechsel (weiterhin) voranzutreiben? Auf diese und andere Fragen will das Katholische Medienhandbuch erste Antworten geben aus den mannigfaltigen Bezügen katholischer Medienarbeit heraus. Zugleich will es das vielfältige katholische Medienengagement vorstellen.

Die unterschiedlichen professionellen und disziplinären Hintergründe und Perspektiven der über vierzig AutorInnen sind ein klares Zeichen dafür, dass die katholische Kirche den vielzähligen Herausforderungen des erforderlichen Paradigmenwechsels gut gerüstet entgegentritt. Die Schirmherrschaft des Handbuches übernahm das Herausgebertrio: Gebhard Fürst, Bischof von Rottenburg-Stuttgart und seit 2007 Vorsitzender der Publizistischen Kommission der Deutschen Bischofskonferenz: David Hober. Geschäftsführer der Allgemeinen gemeinnützigen Programmgesellschaft mbH (APG), die u.a. das Internetportal kathokirchliche lisch.de betreibt; Jürgen Holtkamp, seit 2013 Leiter der Abteilung Beratung. Erziehung und Familie im Caritasverband für das Bistum Essen e. V. und davor Leiter der Medienarbeit im Bistum Münster.

Die unterschiedlichen Blickwinkel, die im ersten Teil des Handbuches "Bezüge kirchlicher Kommunikation" zur Untersuchung des ambivalenten Verhältnisses zwischen Kirche und Medien herange-

zogen werden, sind im Hinblick auf eine grundlagenorientierte Hinführung zum Thema gewinnbringend. Andreas Büsch arbeitet im ersten Beitrag die wesentlichen Veränderungen der Kommunikation in digitalisierten Gesellschaften und den damit einhergehenden medienpädagogischen kirchlichen Auftrag heraus. Daran anschließend wird u.a. die Notwendigkeit der Infragestellung des Propriums der (medialen) Verkündigung in säkularisierten Gesellschaften (I.6) und das Spannungsverhältnis der Gleichzeitigkeit von zu leistender Öffentlichkeitsarbeit und der Einlösung des evangeliumsgemäßen Seelsorgeauftrages (I.5) besprochen. Aufgrund ihres besonderen Stellenwerts nimmt die schwierige Vereinbarkeit religiöser und medialer Logik (I.1, I.2, I.3) eine zentrale Position ein und wird an mehreren Stellen nicht abschließend, aber durchaus präzise z.B. durch Michal N. Ebertz und Klaus Müller herausgearbeitet.

Eine Übersicht über die mannigfaltigen Bemühungen des "Medienplayers" katholische Kirche bietet der zweite Teil des Kompendiums: "Medien, Themen, Dienste von A-Z". Durch den Portraitstil gestalten sich die dreiundvierzig Beiträge fast durchgängig kurzweilig und prägnant. So finden sich zum jetzigen Zeitpunkt bereits deutlich etablierte Angebote, wie z.B. der Pfarrbrief (II. 33), die diözesane Büchereiarbeit (II.3) oder das Angebot der AV-Medienstellen (II. 1), in unmittelbarer Nachbarschaft zu jüngeren Facetten kirchlicher Medienarbeit, wie beispielsweise der Beteiligung an Social Media (II. 41) und Einsichten in Marketingbemühungen des Internetportals katholisch.de (II.8).

Unter der Überschrift "Optionen kirchlicher Medienarbeit" soll und darf der dritte Teil gemäß den Herausgebern Jürgen Holtkamp und David Hober als "Klammer zum ersten Teil" (S. 16) mit integriertem innovativem Ideenpool gelesen werden. Diese Einschätzung scheint in die Kategorie "katholische Bescheidenheit" zu fallen, können doch gerade an dieser Stelle des Handbuchs eindeutige Alleinstellungsmerkmale des katholischen Medienengagements aufgezeigt werden. Hierzu zählt z.B. die Leuchtturm-Funktion christlicher Internetethik für die allgemeine Medienethik (III. 3). Viele andere Großunternehmungen machen es längst vor: Zukunftssicher bleibt eine Institution nur dann, wenn sie von Beginn an ihre NutzerInnen in die Angebotsausgestaltung miteinbezieht. Der Aufruf zum längst notwendigen "strategischen Dreh im Kopf" (II.2, S.233) ist infolgedessen deutlich positiv hervorzuheben.

Der abschließende vierte Teil "Aus der Praxis: Ansätze. Versuche, Beispiele" stellt exemplarisch elf Best Practice Modelle vor. Bemerkenswert ist, dass nicht wenige der vorgestellten Projekte sich implizit oder explizit – der Blue Ocean Strategie bedienen. Der entscheidende Grundsatz dieses Ansatzes ist die Schaffung solcher Leistungen, die dem Gros der bereits erreichten NutzerInnen und Nicht-NutzerInnen einen wirklich differenzierten und so noch nie dagewesenen Vorteil ermöglichen. Die Reihe AUGENBLICKE - Kurzfilme im Kino (IV. 5) ist durch den Verzicht auf die Fokussierung des Verwertungsinteresses und gleichzeitige Zugeständnis an ein Höchstmaß künstlerischer Freiheit ein solches Beispiel.

Die thematische Vierteilung des Kompendiums wird durch farbliche Akzentuierung visuell unterstützt. Hierdurch kann der Leser jeden Aufsatz sofort und mühelos dem dazugehörigen Überthema zuordnen, ein eindeutiges Plus an Lesefreundlichkeit. Passenderweise lässt sich das Katholische Medienhandbuch nicht nur als Soft-Cover-Version in den Händen halten, sondern auch komplett online abrufen.

Gemessen am Anspruch, das "vielschichtige [...] und beeindruckende [...] Koordinatensystem der Medienlandschaft" katholischen gebündelt darzustellen (S. 11). handelt es sich beim Katholischen Medienhandbuch zweifelsohne um ein lohnendes Kompendium. Die vorgestellten Projekte und Dienste nehmen exemplarische Wegweiserfunktionen ein und machen somit angestrebte Multiplikatoreneffekte möglich.

Erfreulicherweise beziehen die vierzig Medienschaffenden deutlich Stellung zu den wesentlichen aktuellen Diskussionssträngen. Dies lässt eine tiefergehende Orientierung zu und ermöglicht eine Anreicherung der eigenen alltäglichen wie professionellen Einstellung mit Hintergrundwissen. Es fällt jedoch auf, dass die verschiedenen Beiträge eher additiv nebeneinander, als sich kritisch-diskursiv gegenüber stehen. Durch fehlende Rückbezüge und Querverweise wurden mögliche Synergieeffekte verschenkt.

Obschon in IV. 9 "Marketing für Pfarrgemeinden" berechtigterweise und empirisch untermauert die Notwendigkeit eines zielgruppenund milieusensiblen Marketings thematisiert wird, scheint in Bezug auf das Handbuch in diesen beiden Punkten leider gespart worden zu

sein. Für wen das katholische Medienhandbuch zu einem geschätzten Nachschlagewerk avancieren soll, wird nicht explizit geklärt. Wer jedoch ein Medienhandbuch für "alle" schafft, sollte eine zielgruppen- und milieusensible inhaltliche Führung im Buch anbieten. Vorstellbar wäre z. B. ein dem Inhaltsverzeichnis vorgelagertes Tableau, das mit unterschiedlichen Farben arbeitet und so die verschiedenen Zielgruppen auf für sie besonders interessante Artikel hinweist. Hierdurch ließe sich folgendes Szenario definitiv vermeiden: Während die besprochene Verwendung einer Stundengebets-App (S.118f.) beim Endnutzer mit PC-Grundkenntnissen noch Erstaunen und Spannung hervorruft, lädt ein Medienschaffender längst das erste Update der App auf sein Smartphone und hat schon fünf Online-Gottesdienste in der "Funcity-Kirche" St. Bonifatius (S. 109) besucht.

Mit kleinen Abstrichen kann das katholische Medienhandbuch als ein mutiger Schritt in die Richtung eines Paradigmenwechsels innerhalb katholischer Medienarbeit gesehen werden. Inwieweit sich jedoch tatsächlich MultiplikatorInnen-Effekte erzielen lassen und ob ein generell positiveres Verhältnis kirchlicher AkteurInnen zum Medieneinsatz erreicht werden kann, bleibt gespannt abzuwarten.

Christina Enders, Mainz

Nicolai Hannig: Die Religion der Öffentlichkeit. Kirche, Religion und Medien in der Bundesrepublik 1945–1980. Göttingen: Wallstein Verlag 2010 (= Geschichte der Religion in der Neuzeit, Band 3), 456 Seiten, 39,90 Euro.

In diesem Buch geht es um Medialisierung. Das ist ein weites Feld, denn die "Kommunikationswissenschaft hat ein neues Lieblingsthema: Medialisierung (oder Mediatisierung)" (Meyen 2009, S. 23). Wenn Autor Hannig recht hat und es sich bei "Medialisierung des Religiösen", vereinfacht gesagt, um "Anpassung religiöser Vermittlungsformen und Praktiken an mediale Eigenlogiken" (S. 10) handelt, dann steigen "das Religiöse" bzw. die ihm dienenden Anstalten nicht schlecht aus in der Nachkriegszeit.

Den Kirchen (überwiegend im Beobachtungsfeld Bundesrepublik Deutschland) ist in dieser Zeit gewissermaßen in den Schoß gefallen, worum sie durch Errichtung und Pflege eigener medialer Vorkehrungen (Kirchenpresse, Positionen im Rundfunk, Nachrichtenagenturen etc.) mit begrenztem, schließlich abnehmendem Erfolg, aber jedenfalls mit erheblichem Aufwand gekämpft haben: öffentliche Aufmerksamkeit.

In den Schoß gefallen deshalb, weil das Vehikel der Aufmerksamkeitsgewinnung eben nicht die eigenen, hohe Anstrengung erfordernden Medien waren, sondern die Themen, die Stoffe, die Geschichten, welche das Religiöse, auch in seiner institutionalisierten Form, bereithält. Hannig gibt Beispiele: "Die Terroranschläge des 11. Septembers 2001, der Tod des Papstes Johannes Pauls II., die Wahl Joseph Ratzingers zu Papst Benedikt XVI. oder der Kölner Weltjugendtag 2005" - "globale Medienereignisse" (S. 8). Die Medien waren entzückt – "wir sind Papst".

Man könnte die Liste, was das Stoffliche angeht, leicht erweitern (vgl. z.B. Bieger 1995), und alles, was die Kirchen hier an Anpassungsleistungen zu erbringen hatten, waren Öffnung, Zugangserleichterung, gewisse Dienstleistun-

gen für die Medien, wie sie heute bei Großereignissen gang und gäbe sind. Eine Grundhaltung nur musste sich ändern: die der Geheimniskrämerei. Und es zeigte sich, dass kein Unheil geschah, wenn man zusehen konnte, wie der Windhauch (spiritus) sein Spiel trieb mit den Feierlichkeiten auf dem Petersplatz; man mochte glauben, der Spiritus sanctus helfe nach angesichts der wehenden Gewänder des Joseph Ratzinger.

Man verstünde den Autor falsch, wollte man ihn auf Kirche reduzieren. Es geht ihm, auch wenn er seine erfreulich zahlreichen Beispielfälle meist aus dem hierzulande Anschaulichen gewinnt, primär um Religion und Öffentlichkeit, radikaler noch: um eine "Religion der Öffentlichkeit", d. h auch um die "Medialisierung der Religion" und nicht nur der Kirche, ihrer Institutionen, ihres Habitus und der Summe ihres Verhaltens.

All dies musste sich für die Zwecke der Medien handhabbar, kompatibel, zur Not geradezu medienförmig machen. Es machte sich. Wenn es sich als zutreffend erweisen wird, was Ulrich Saxer in seinem opus postumus hinterlegt hat, dass nämlich Medialität "anthropologisch verwurzelt" sei (Saxer 2012, S. 866), dann musste es den Religionsgemeinschaften so zustoßen, in den Schoß fallen. Sie haben darunter auch gelitten, und Hannig zeigt, wie da gelitten wurde. Aber es war unausweichlich, dass Rudolf Augstein auf Jesus als sein Thema gestoßen ist, dass die Kirchen im Dritten Reich kein Tabu bleiben konnten und dass heute ein Kapitel aus einer multidisziplinären und insofern auch theologischen Dissertation unindiziert heißen kann: "Aus Kirche wird Religion".

Was Hannig nur am Rande betrachtet, sind die um 1848 einsetzenden Anstrengungen der Kirchen, die Medialisierung (das Wort gab es noch lange nicht, und bei "Mediatisierung" läuteten bei den Katholiken ganz andere Glocken) aus eigenem Interesse intentional zu betreiben. Hier drängt sich eine Unterscheidung zwischen aktiver und passiver Medialisierung auf, die ich in diesem Buch nicht deutlich antreffe. Wir beobachten, in Deutschland spätestens seit Bismarck, wie sich nach und nach alle gesellschaftlichen Kräfte mit großem Aufwand bemühen, für die Medien kompatibel zu werden. Riesige Apparate wurden und werden dafür aufgebaut, nach Zahl der Arbeitskräfte inzwischen wahrscheinlich größer als die Truppenstärke der Redaktionen. Sie lancieren selbst Themen, ihre Hauptaufgabe aber ist es, den Anschein der permanenten Offenheit und Abschöpfbarkeit zu erwecken.

Sind deshalb die Anstrengungen mit dem Ziel aktiver Medialisierung und deren wissenschaftliche Beobachtung (zuletzt z.B. Klenk 2013) weniger Aufmerksamkeit Hannigs Aufgabe war groß genug, sodass man ihm beinahe nachsieht, wenn er die aggiornamento-Bemühungen der katholischen und evangelischen Presse im Unterkapitel IV.1 (Verschiebungen im Gefüge kirchlicher und säkularer Medien) auf fünf Seiten ("wenige Schlaglichter") abhandelt. Hier wird, fast beiläufig, die "Publik"-Story erwähnt, die doch eine der großen Geschichten auch für die säkularen Medien war. (Jedenfalls umfasst allein die gewiss nicht vollständige Bibliographie der Pressestimmen zum Ende von "Publik" 772 Einträge [Albus 1974].)

Zwei seine Arbeitsweise bestimmende Grundhaltungen des Autors seien abschließend hervorgehoben: Er arbeitet, was die Literaturbasis angeht, wirklich interdisziplinär und kennt sich in der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft gut aus. Und als Historiker respektiert er die in seinem Fach bewährten Grenzen: Er lässt den Gegenstand seiner Analyse mit 1980 enden, keineswegs jedoch den Stand der Fachliteratur.

Insgesamt ist sein Buch ein großer, wenn auch wahrscheinlich nicht jedem schmeckender Gewinn für die Nachkriegskirchengeschichte ebenso wie für die Kommunikationsgeschichte und die Medialisierungsforschung.

Michael Schmolke, Salzburg

Literatur

Albus, Michael (1974): Bibliographie der Pressestimmen (1971-1972) zum Ende von "Publik". In: Schmolke, Michael (Hg.): Publik – Episode oder Lehrstück? Paderborn, S. 78-89.

Bieger, Eckhard (1995): Religiöse Rede im Fernsehen, Köln.

Klenk, Christian (2013): Zustand und Zukunft katholischer Medien. Berlin.

Meyen, Michael (2009): Medialisierung. In: Medien & Kommunikationswissenschaft, 57. Ig, S. 23-38.

Saxer, Ulrich (2012): Mediengesellschaft. Wiesbaden.

Michael Jäckel: Zeitzeichen. Einblicke in den Rhythmus der Gesellschaft. Weinheim/Basel: Beltz Juventa 2012 (= Edition Soziologie), 196 Seiten, 19,95 Euro.

"Zeitzeichen" – unter diesem Titel sendet der Westdeutsche Rundfunk seit mehr als vierzig Jahren an jedem Werktag ein viertelstündiges Hörfunk-Feature. Thema ist jeweils ein Jahrestag als Erinnerung an ein historisches Ereignis oder eine bedeutende Persönlichkeit. Sendung, die viele bekannte Journalisten und Schriftsteller zu ihren Autoren zählt, erreicht ein großes Publikum, darunter viele Stammhörer. Sabine Gerasch hat 1997 eine ziegelsteinschwere Dissertation über diese Reihe vorgelegt – eine der wenigen substanziellen Analysen der vergangenenen Jahre zum Hörfunkprogramm.

Michael Jäckel hat nun - ohne auf den journalistischen Vorläufer hinzuweisen – den gleichen Titel gewählt, um "Einblicke in den Rhythmus der Gesellschaft" zu geben. Die Zielsetzung des schmalen Bandes wird nur vage umrissen: "Das Buch ist ein Beitrag zur Soziologie der Zeit und illustriert an alltäglichen Phänomenen den Umgang mit einer zumeist als knapp erlebten Ressource" (S. 5). Um es vorwegzunehmen: Ein Kenner der interdisziplinären Zeit-Forschung findet hier nur wenig Neues. Zu bedauern ist auch, dass einschlägige kommunikationswissenschaftliche bestenfalls selektiv wahrgenommen werden.

Das erste Kapitel ist der "sozialen Zeit" gewidmet. Es ist zwar richtig, dass die industrielle Revolution die gesellschaftlichen Zeitstrukturen entscheidend beeinflusst hat, aber hier – wie auch bei anderen Urteilen des Verfassers – fehlt die historische Tiefenschärfe. Vor allem die Zeitordnung der Klöster und ihr Einfluss auf die Zeitdisziplin der Moderne wird ignoriert. Den Weg "von der Muße zur Freizeit" zeichnet Jäckel detailliert in vier Phasen nach (Kapitel 2). Die aktuelle Situation ist durch neue Zeitarrange-

ments bestimmt, die mit den Begriffen "Entgrenzung, Subjektivierung und Flexibilisierung" beschrieben werden (S. 50).

Thomas Manns Zeit-Reflexionen aus dem "Zauberberg" stehen am Beginn des folgenden Kapitels über die Zeitbudgetforschung. Erfreulich, dass der Autor immer wieder einmal einschlägige Zitate aus der Belletristik präsentiert. Dabei ist er nicht nur bei den üblichen Verdächtigen fündig geworden (Beckett, Musil, Nadolny, Proust und Wilde), sondern kann auch manche weitere Lese-Friichte servieren. Die sozialwissenschaftliche Zeitbudgetforschung behandelt er primär unter methodologischen Aspekten. Der starke Anstieg der Mediennutzung hierzulande auf fast zehn Stunden täglich (laut ARD/ZDF-Langzeitstudie Massenkommunikation 2010/11) hätte allerdings eine eingehendere Diskussion und Reflexion verdient. Wenn man die Nutzungszeiten hochrechnet, dann verbringt der Zeitgenosse immerhin durchschnittlich 33 Jahre seines Lebens mit den Medien.

Im Zentrum des vierten Kapitels steht zunächst die Situation des Wartens, bevor das Verhältnis von Zeit und Geld im gesellschaftlichen Wandel thematisiert wird. Seit Benjamin Franklin 1748 in seinem "Advice to a Young Tradesman" die klassische Transferregel des Industriezeitalters formuliert hat ("Remember time is money"), hat sich die ökonomische Perspektive immer mehr durchgesetzt. In der Folge zeigen sich manche Paradoxien: "Zeitarmut kann aus prekären Lebenssituationen, aber auch aus übertriebener Geschäftigkeit hervorgehen, Zeitreichtum kann wiederum je nach Konstellation als Makel oder Privileg erscheinen" (S. 67).

Und in der Multioptionsgesellschaft mit ihren zahllosen Wahlmöglichkeiten stehen auch die "Freizeit"-Aktivitäten unter permanentem Zeitdruck. "Time Management"-Ratgeber empfehlen nachdrücklich, selbst Pausen und "Auszeiten" einzuplanen.

Auch die nachberufliche Lebensphase – in Abschiedsreden zur Pensionierung gern verschämt als "Un-Ruhestand" bezeichnet - steht unter Zeitdruck (Kapitel 5, verfasst zusammen mit Julia M. Derra). Als Folge des Jugendwahns bietet die moderne Konsumwelt vermeintliche Auswege aus dem biologischen Dilemma an: Fitness-Studios und Anti-Aging-Produkte boomen, und die Werbebranche hat längst den "Master Consumer", den "Silver Surfer" und den "Best Ager" als neue Zielgruppe entdeckt. Diese Trends greift Jäckel später nochmals auf, wenn er das Kaufverhalten und die Ernährung (Kapitel 6) sowie die Investitionen in Körper und Schönheit (Kapitel 8) thematisiert.

Während sich diese Passagen weit von der Zeit-Thematik entfernen, führt das siebte Kapitel wieder zum Kern: Unter dem Titel "Symptome der Tempogesellschaft" werden einige Schlaglichter auf die Medienentwicklung geworfen - leider weder chronologisch noch nach einer halbwegs stringenten Systematik. Als Fazit vieler Einzelbeobachtungen bleibt lediglich die Erkenntnis, dass die gesellschaftliche Entwicklung von einer fortschreitenden Beschleunigung gekennzeichnet ist. Das Schlusskapitel schließlich thematisiert das Spannungsverhältnis zwischen Erinnern und Vergessen und versucht, im Rekurs auf die einschlägigen Reflexionen von Augustinus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu verknüpfen.

Das Buch von Michael Jäckel ist eine Mischung aus Kaleidoskop und Panoptikum. Es liefert von vielem ein bisschen: ein bisschen Etymologie, ein bisschen Historiographie, ein bisschen Theorie, ein bisschen Empirie, ein bisschen Anekdote und ein bisschen Analyse. Einen innovativen Beitrag zur Soziologie der Zeit liefert es nicht.

Walter Hömberg, Eichstätt/Wien

Axel Heinrich: Politische Medienethik. Zur friedensethischen Relevanz von Medienhandeln. Paderborn: Ferdinand Schöningh Verlag 2013, 245 Seiten, 34.90 Euro.

Jeder Wissenschaftler verfolgt in seinen Arbeiten bestimmte Ansprüche, benennt Standards für sein Werk. Darin kann er sich den Ansprüchen der Fachkollegen der jeweiligen wissenschaftlichen Community angleichen oder sich ganz bewusst von ihnen abheben. Axel Heinrich entscheidet sich in seiner Habilitationsschrift zur "Politischen Medienethik" für letzteres. In einem Punkt setzt er sich einen deutlich höheren Standard, als dies in der zeitgenössischen Medienethik üblich ist, in einem anderen Punkt fährt er einen "Common-Sense"-Anspruch ein Stück herunter.

In der Auseinandersetzung mit der Frage, wie sich die mediale Präsentation und Inszenierung von Nationen – in diesem Fall Deutschland und Polen – auf die politischen Außenbeziehungen der betreffenden Länder auswirken, begnügt er sich nicht damit, eine Nicht-Schadens-Ethik zu entwickeln oder eine philosophische Begründung bestehender gesetzlicher Regelungen zu liefern, wie dies häufig geschieht. Heinrich möchte nicht Medienethik betrei-

ben, um das Schlimmste zu verhindern, sondern um das Gute – heißt konkret: den Frieden – zu fördern. Er will die medialen Akteure in die Pflicht nehmen, um aktiv ein Klima der Versöhnung zu schaffen und Brücken der Verständigung zu bauen.

Auf die naheliegende Frage nach einer Begründung für diesen hohen Anspruch antwortet er in seinem Vorwort mit dem Verweis auf ein Dokument der Deutschen Bischofskonferenz (Gerechter Frieden, Bonn 2000), das die Zerbrechlichkeit des hohen Gutes Frieden aufzeigt und damit besondere Schutzmaßnahmen rechtfertigt. "Ein Krieg", so heißt es, "beginnt nie erst, wenn geschossen wird; er endet nicht, wenn die Waffen schweigen. Wie er längst vor dem ersten Schuss in den Köpfen und Herzen von Menschen begonnen hat, so braucht es lange Zeit, bis der Friede in den Köpfen und Herzen einkehrt" (S. 9).

In der Folge bekennt sich Heinrich dazu, dass es nicht sein Anliegen sei, "einen Theorieansatz 'rund' zu machen", sondern ihm gehe es "um das Auffinden von Maximen und Orientierungen sowie die darauf aufbauende Formulierung von Handlungsempfehlungen für moralisch verantwortetes Handeln in Konfliktsituationen" (S. 9). Dazu sei kritisch angemerkt: Die Formulierung "rund zu machen" ist sehr vage und es wird nicht klar, was der Verfasser damit genau sagen will. Meint er, dass die Maximen und Orientierungspunkte nicht unbedingt in einem widerspruchsfreien Zusammenhang zueinander stehen müssten, wäre dies äußerst bedenklich. Versteht er seine Aussage aber schwächer, nämlich dahingehend, dass er nicht alle durch seinen Zugang aufgeworfenen bzw. im Zusammenhang stehenden Schwierigkeiten zu behandeln gedenkt, scheint er damit zumindest unter dem iiblichen Standard der Bereichsethik zu liegen, auch wenn der promovierte Theologe selbst der Ansicht ist, dass dies auf alle Felder der normativen Sozialethik zutreffe. Jedenfalls wäre an dieser Stelle zu fragen, wie stabil und tragfähig Handlungsempfehlungen und Maximen sein können, für deren Begründung und theoretisches Fundament ihr Befürworter auf eine umfassende Rechtfertigung bewusst verzichtet. Soviel zu dem, was das vorliegende Werk nicht bietet.

Was es jedoch bietet, ist eine Reflexion auf die Kommunikationsgrundrechte (Meinungsäußerungsfreiheit, Schutz der persönlichen Ehre. Informationsfreiheit) und eine Aufarbeitung dessen, was politische Medienethik leisten kann und soll. Wie ist das Verhältnis zwischen Recht und Moral zu verstehen? Geht es hier um eine Verschärfung gesetzlicher Bestimmungen oder vielmehr um eine sinnstiftende Leseweise und Interpretation? Wie kann Medienethik in einer pluralistischen Gesellschaft Orientierung bieten? In welchem Verhältnis stehen mediale Darstellung und Wahrheit? Ausgehend von diesen Überlegungen und unter Bezug auf das empirische Material, das der Verfasser im Zusammenhang mit dem Zentrum gegen Vertreibung gewonnen hat, fokussiert er sein Werk schließlich auf die Auseinandersetzung mit einer möglichen medienethischen Grundnorm.

Er fragt in diesem Zusammenhang nach der Bedeutung des historischen Erkennens, nach der Beschaffenheit authentischer Erinnerung, nach einer geeigneten Interpretation dieses authentischen Erinnerns, nach dessen Überhö-

hung, dem gemeinsamen Erinnern, und dem Stellenwert, welcher der Wahrheit in diesem Gefüge zukommen könnte. Daran anknüpfend entwickelt Heinrich, was er als zentrale Aufgabe der Medienethik versteht, nämlich "Instrumente darzulegen, unter deren Zuhilfenahme die einschlägige Kenntnis über die Konfliktgeschichte aufbereitet werden kann" (S. 220). Angesichts drohender moralischer Zersetzung im Medienhandeln "kann der Medienethik" darüber hinaus "die Aufgabe zufallen, hierauf systematisch substanzielle Antworten zu finden" (S. 222). Warum diese Bestimmung von Medienethik jedoch implizieren solle, "dass Medienethik kaum aussichtsreich als Bereichsethik angeführt werden kann" (S. 221), ist schwer nachvollziehbar, wird vom Autor möglicherweise aber anderenorts noch erklärt werden.

Claudia Paganini, Innsbruck

Klaus Meier/Christoph Neuberger (Hg.): Journalismusforschung. Stand und Perspektiven. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft 2013 (= Aktuell. Studien zum Journalismus, Band1), 245 Seiten, 34,00 Euro.

Wenn in diesen Tagen über die Gegenwart des Journalismus oder gar seine Zukunft räsoniert wird, kreist die Diskussion fast immer um den Topos der Ungewissheit. Als Leitmotiv dient dabei häufig der viel bemühte Begriff der Digitalisierung, der von den Produktionsroutinen des Journalismus über dessen Distribution bis hin zur Monetarisierung praktisch alle einschlägigen Rahmenbedingungen einer Neudefinition unterworfen hat. Hinzu kommen bereits in fernerer Vergangenheit initiierte (gleichwohl nicht

weniger relevante) Prozesse wie die Ökonomisierung und Medialisierung innerhalb des Mediensystems sowie dessen immer stärkere Rückkopplung an globale Kommunikationsprozesse.

Die Journalismusforschung stellt diese Gemengelage naheliegender Weise vor enorme Herausforderungen, da das von ihr referenzierte Objekt formal wie materiell ständig neu verortet werden muss. Gleichwohl geht mit diesem Phänomen das potentielle Risiko einer Immunisierung der Journalismusforschung gegenüber jeder Kritik einher, da Resultate theoretisch unter dem Vorbehalt der Vorläufigkeit und somit der Unüberprüfbarkeit formuliert werden können. Allein dies zeigt, wie dringend seriöse Forschung auf regelmäßige Standortbestimmungen und -evaluierungen angewiesen ist.

Dieser Aufgabe widmet der von Klaus Meier (Katholische Eichstätt-Ingolstadt) Universität und Christoph Neuberger (Ludwig-Maximilians-Universität München) herausgegebene erste Band der Schriftenreihe "Aktuell. Studien zum Journalismus". Unter dem Titel "Journalismusforschung - Stand und Perspektiven" versprechen die Herausgeber Einblicke in Themen, "die die neuralgischen Punkte des Journalismus berühren und zeigen, wie sich die Journalismusforschung den aktuellen Herausforderungen stellt" (S.9). Dieses Unterfangen ist nicht nur für am Themenbereich interessierte Kommunikationswissenschaftler, sondern insbesondere auch für Studierende und Journalisten von potentiell großem Nutzen, da in der überbordend werdenden Zahl von Publikationen und Zeitschriften Orientierung und Komplexitätsreduktion dringend geboten sind.

Tatsächlich gelingt es den Autorinnen und Autoren der insgesamt 13 versammelten Aufsätze, ein überraschend weites Feld mit relativ kompakten Aufsätzen verständlich aufzuschließen. Es ist den Herausgebern gelungen, einander komplementierende Themen in einer dramaturgisch überzeugenden Weise anzuordnen und zu vier größeren Problemkomplexen zu integrieren.

Insbesondere die ersten beiden Themenblöcke "Politische und ökonomische Voraussetzungen" und "Qualität, Management und Verantwortung" können in vollem Umfang überzeugen, da hier von der Makrozur Mikroebene interessante Wechselwirkungen sichtbar werden. So stellen die ersten drei zu einer Einheit gruppierten Aufsätze "Pressefreiheit - Hindernisse und Grenzen" (Andrea Czepek), "Journalismus und Medien – organisationstheoretisch betrachtet" (Klaus-Dieter Altmeppen/Regina Greck/Tanja Kössler) und "Finanzierung des Journalismus" (Frank Lobigs) eine thematische Rückbindung an juristische, kommunikationswissenschaftliche und medienökonomische Fragestellungen dar, die gleichzeitig als stimmiges Fundament der restlichen Ausführungen verstanden werden können.

Wer sich vor diesem Hintergrund den im zweiten Block versammelten Aufsätzen "Qualität im Journalismus" (Klaus Arnold), "Qualitätsmanagement in Redaktionen" (Vinzenz Wyss), "Verantwortung und Selbstkontrolle im Journalismus" (Susanne Fengler) sowie "Crossmedialität" (Klaus Meier) zuwendet, kann die dort skizzierten Forschungsfelder dementsprechend als Teil eines größeren Ganzen interpretieren und kontextualisieren.

Leider lässt sich diese Beobachtung nicht in gleicher Weise auf die beiden anschließenden Blöcke übertragen. So geben die Aufsätze "Journalistische Beobachtungen des Publikums" (Ralf Hohlfeld) "Publikumsbeteiligung Journalismus" (Wiebke Loosen) im dritten Block zwar überzeugend Auskunft über das Verhältnis des Journalismus zu seinem Publikum. Dennoch entsteht an dieser Stelle der Eindruck eines blinden Flecks, da wenigstens ein exklusiver dritter Aufsatz zur Rolle des nicht-institutionell tätigen Kommunikators (ob man ihn nun "Blogger" oder "Bürgeriournalist" nennen mag, sei dahingestellt) der Journalismusforschung an dieser Stelle eine dringend notwendig erscheinende Perspektive erschlossen hätte.

Zwar werden derartige Aktivitäten von verschiedenen Autorinnen und Autoren durchaus wiederholt angesprochen, aber eben zumeist nur als Tätigkeiten des Publikums referenziert. Dies erscheint angesichts des derzeit stattfindenden (und von den Herausgebern ausdrücklich aufgegriffenen) Umbruchs in der Journalismusforschung nicht vollständig zeitgemäß, da die Dichotomie zwischen Journalismus und Publikum zwar forschungspragmatisch wünschenswert ist, aber de facto immer weiter aufweicht und daher Reflexionen über die damit verbundene Rollendefinition dringend nötig macht.

Daran schließt auch die Beurteilung des vierten und letzen Blocks an, der die Aufsätze "Theorien des Journalismus im Vergleich" (Armin Scholl), "Journalismus im internationalen Vergleich" (Thomas Hanitzsch), "Boulevardisierung im Journalismus" (Margreth Lünenborg) und "Journalismus und Medi-

alisierung der Gesellschaft" (Christoph Neuberger) versammelt. Die Integration dieser jeweils für sich genommen außerordentlich wichtigen Perspektiven unter dem sehr weit geratenen Schlagwort "Vergleiche und Entwicklungen" erscheint nicht so pointiert wie die Strukturierung der vorhergehenden Blöcke. Stattdessen stehen die Aufsätze relativ monolithisch nebeneinander.

Dies ändert jedoch nichts daran, dass die vorliegende Schrift ihre Funktion als Grundlagenwerk in jedem Fall erfüllen wird. Tatsächlich gibt dieses Format sogar kaum noch Raum für weitere Ausführungen, da das selbstgewählte Publikum ja gerade auch durch Kürze und Klarheit gewonnen werden muss. Insofern dürfen inhaltliche Auslassungen auch als Anreiz verstanden werden. basierend auf den sehr guten Literaturhinweisen selbst einen tieferen Zugang zur Materie zu suchen. "Journalismusforschung – Stand und Perspektiven" stellt daher eine gelungene Standortbestimmung dar, die nicht zuletzt wegen ihres verständlichen Schreibstils, ihres breiten thematischen Zugangs und der hohen Qualität der einzelnen Aufsätze einen idealen Ausgangspunkt für den Zugang zum Lehrund Forschungsfeld darstellt.

Alexander Godulla. Passau

Anton Hunger: Blattkritik. Vom Glanz und Elend der Journaille. Tübingen: Klöpfer und Meyer 2013, 245 Seiten, 19,50 Euro.

"Blattkritik" – der Titel verspricht ein reflektierendes, kritisches Werk, der Name des Autors weckt Erwartungen. Denn Anton Hunger ist nicht irgendwer. Er kennt sowohl Journalismus – u.a. arbeitete er für die "Stuttgarter Zeitung" – als auch PR – 17 Jahre lang war er Kommunikationschef bei Porsche. Seine Erfahrungen legt er nun in 23 Kapiteln dar.

Dabei geht es ihm laut Untertitel um "Glanz und Elend der Journaille", tatsächlich jedoch liegt der Fokus auf dem Elend. Nicht Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit stünden für Journalisten im Mittelpunkt, sondern die Story: "Und bei einer Story stören Fakten, die nicht in die Dramaturgie passen" (S. 20). Hunger mahnt den fahrlässigen Umgang mit der Wahrheit an, das fehlende Hinterfragen. Auf der Jagd nach dem täglichen Aufmacher hetzt die Journalistenmeute von einer oberflächlichen Geschichte zur nächsten. Es gilt die Unmöglichkeit des Nichtereignisses, "wo das Erregungspotenzial fehlt, muss eben semantisch nachgeschärft werden" (S. 216).

Darüber hinaus neigten Journalisten zu Überheblichkeit und selbstgerechter Besserwisserei: "Journalisten haben sich einst als Verbündete der Machtlosen gegen die Mächtigen gesehen. Heute spielen sie selbst die Rolle der Mächtigen" (S. 227). Was der "Journaille" fehle, seien Selbstreflexion und die Bereitschaft. Fehler einzugestehen. Hunger attestiert der Branche eine ausgeprägte Doppelmoral und nichts könnte diese Scheinheiligkeit besser illustrieren als der Sündenfall der medialen Moralapostel von Netzwerk Recherche, die 2011 wegen finanzieller Ungereimtheiten in Verruf gerieten.

Erwartungsgemäß bekommt die Boulevardpresse viel Kritik ab. Doch auch "Qualitätsjournalisten" verschont Hunger nicht. Investigative Journalisten seien gefährdet, "sich für fremde Interessen in-

strumentalisieren zu lassen" (S. 63). Für besonders fragwürdig hält der Autor die Zusammenarbeit von Justiz und Medien, die "die Unschuldsvermutung des Betroffenen absurdum führt und ihn dem empörungsbereiten Publikum zum Fraß ausliefert" (S. 183). Kein gutes Haar lässt er an den Wirtschaftsjournalisten. Sie hätten es nicht geschafft, dem Bürger zu vermitteln, was in der Finanzkrise passiert; es mangele ihnen an Kritik- und Analysefähigkeit: "Sie plappern nach, was ihnen vorgeplappert wird. Auch in der gleichen unverständlichen Sprache" (S. 126).

Hungers Blattkritik in Buchform ist ein Sammelsurium journalistischer Verfehlungen. Ob Ottfried Fischers Rechtsstreit mit der "Bild", Rene Pfisters getürkte Einstiegsszene zur Seehofer-Reportage im "Spiegel", das fahrlässige Verhalten der Presse im Mordfall Maria Bögerl oder die Greenpeace-Hofberichterstattung um die Versenkung der Brent-Spar – der 64-jährige Autor schildert packend und analysiert treffend. Die Vorwürfe sitzen. Allein: Viel Neues erfährt ein regelmäßiger Leser der Medienseiten in Zeitungen nicht.

Erschwerend hinzu kommt, dass sich Hunger meist auf andere Autoren – darunter auch die viel gescholtenen Journalisten – stützt. Zitiert wird sauber, doch bleibt die Frage: Warum die Kopie lesen, wenn auch das Original verfügbar ist? Spannend sind Hungers Ausführungen vor allem dann, wenn er sich vom

ständigen Zitieren löst und aus dem Nähkästchen plaudert, wie im Kapitel über "Spindoctors".

Zu kurz kommt, was im Vorwort versprochen wird: Die Schilderung Spannungsverhältnisses, in dem sich Journalisten bewegen. Ganz am Ende prangert Hunger die Sparmaßnahmen an, die zu weniger Personal und damit "zu weniger Zeit für Recherche und damit weniger Aufklärung" (S. 235) führen. Um Journalisten von diesen Restriktionen zu befreien, brauche es Verleger, "die diesen Namen verdienen" (S. 234) und Journalisten müssten sich der Zwänge, denen sie unterliegen, bewusst werden. Gerade von einem, der aus der Branche kommt, würde man sich tiefere Einblicke erwarten.

Was bleibt, ist ein zwiespältiger Eindruck. Die Themen, die Hunger anspricht, sind wichtig. Je weiter sie in die Gesellschaft vordringen, desto besser. "Otto Normalrezipient" kann sich mit Hungers Buch einen guten Überblick über mediale Fehlleistungen verschaffen. Für so eine kritische Einführung taugt "Blattkritik". Andererseits fehlt es an eigenen Ideen des Autors. Größtenteils ist das Buch eine Zusammenfassung der Erkenntnisse anderer. Sicher ist das alles gut recherchiert, doch dass ein Autor mit so viel Praxiserfahrung sich über weite Strecken auf das Zitieren beschränkt. ist enttäuschend. Wer sich bereits mit Medienkritik beschäftigt hat, wird kaum Neues entdecken.

Petra Hemmelmann, Eichstätt

Abstracts

Deutsch

Raphael Rauch: "Mix aus Information, Musik und Ritus": Jüdische Radiosendungen im öffentlich-rechtlichen Rundfunk

Alle öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten in Deutschland bieten jüdische Sendungen in ihrem Radioprogramm an, wenngleich sich Sendeplätze, journalistische Formate, Anmutung und Sprecherhaltung deutlich unterscheiden. Dieser Aufsatz skizziert die rundfunkrechtlichen Rahmenbedingungen, problematisiert den Verkündigungsbegriff mit Blick auf das Judentum und stellt die Programme der einzelnen Rundfunksender vor, die sich in drei Gruppen einteilen lassen: in journalistische Sendungen, in verkündigende Sendungen und in Sendungen, die sowohl journalistische als auch verkündigende Elemente beinhalten.

Georg Langenhorst: "Die erzählte Geschichte ist, was am Ende zählt." Postmoderne Spiegelungen jüdischen Lebens im literarischen Werk Benjamin Steins

Benjamin Stein (geb. 1970) gilt als einer der hervorragenden Vertreter der sogenannten "dritten Generation" deutsch-jüdischer Schriftsteller nach der Shoa. In den Werken dieser Autorinnen und Autoren spiegelt sich ein – auch religiös geprägtes – selbstverständliches Leben als Jüdin oder Jude im deutschen Sprachraum der Gegenwart, in dem die Erinnerung an die Shoa zwar ständig präsent ist, aber nicht alle anderen Lebensdimensionen überlagert. Vor allem in dem viel diskutierten Roman "Die Leinwand" (2010), einer kunstvollen Doppelerzählung um Erinnerung und Identität, schreibt Stein die Existenz als orthodoxer Jude in unserer postmodernen westlichen Welt mitten hinein in das breite Panorama deutschsprachiger Gegenwartsliteratur.

Alexander Filipović: Die Enge der weiten Medienwelt. Bedrohen Algorithmen die Freiheit öffentlicher Kommunikation?

Der Beitrag interpretiert die Forderung nach einer Algorithmen-Ethik als exemplarischen Ausdruck für die verschiedenen medienethischen Herausforderungen durch die Digitalisierung der Kommunikation. Davon ausgehend zielt der Text eine ethische Reflexion für den Bereich der öffentlichen Kommunikation an. Die These lautet, dass die Folgen der Digitalisierung Auswirkungen haben auf die Freiheit öffentlicher Kommunikation. Um diese These zu prüfen, beginnen die Überlegungen mit der Macht der Algorithmen und den sozialen Phänomenen, die hinter der Internetnutzung liegen. In einem politisch-ethischen Zugriff wird daraufhin die Bedeutung der Freiheit öffentlicher Kommunikation betont und gefragt, ob diese Freiheit in der digitalen Medienwelt bedroht ist. Die Argumentation endet mit handlungsorientierten Überlegungen zur Zukunft der öffentlichen Kommunikation in Zeiten des Internets.

Joan Hemels: Religion in der Medienöffentlichkeit der Niederlande. Beobachtungen vor und nach Skandalfällen

Spielt Religion in der Medienöffentlichkeit der Niederlande die Rolle einer Mitgestalterin der öffentlichen Debatte oder ist sie eher eine Außenseiterin bei den öffentlichen Diskussionen? Die zunehmende Säkularisierung in der für "postmodern" erklärten niederländischen Gesellschaft macht Kirchen und sonstigen Religionsgemeinschaften in den letzten Jahrzehnten zu schaffen, dennoch belebte die Islamkontroverse seit dem 11. September 2001 die Meinungsbildung in Bezug zu der gesellschaftlichen Bedeutung des Christentums, des Judentums und des Islams. Es wurden sogar erneuerte Prinzipien für Religionsjournalismus formuliert. Insbesondere die Dynamik von Ethik und Religion fordert Wissenschaftler, Journalisten und Politiker heraus, Wertewandel, Religion, Integrationsbereitschaft und Toleranz im Rahmen der Multikulturalisierung neu zu überdenken. Die katholische Glaubensgemeinschaft wurde von einigen große Medienaufmerksamkeit erregenden Affären erschüttert und verhält sich seitdem in sich gekehrt.

English

Raphael Rauch: "A Mixture of Information, Music and Ritual": Jewish Radio Programs on Public Broadcasting Stations

All public service broadcasters in Germany offer Jewish radio programs, which vary significantly regarding their timeslots, journalistic formats, speaker attitudes and positions toward certain topics. This paper outlines the broadcasting regulatory framework of these programs, addresses the concept of kerygmatic with regard to Judaism and subsequently presents the programs of individual stations in three subordinated categories: those with journalistic formats, those with kerygmatic formats, and those programs that include both journalistic as well as kerygmatic elements.

Georg Langenhorst: "The Story told is what counts in the End." Postmodern Reflections on Jewish Life in the Literary Works of Benjamin Stein

Benjamin Stein (*1970) is one of the most outstanding representatives of the so called "third generation" of German-Jewish authors after the Shoah. Living as a Jew in the German speaking countries of today is mirrored in the works of these authors as a matter of course, including religious life. Remembrance of the Shoah is always present, but no longer overshadows all the other aspects of life. Especially in his widely discussed novel "Die Leinwand"/"The canvas" (2010) – an intricate story told from two different perspectives about memory and identity – Stein carries the existence of an orthodox Jew in our postmodern western society right into the center of the broad field of German contemporary literature.

Joan Hemels: Media Publicity and Religion in the Netherlands. Observations made before and after Scandal Cases

Has media publicity concerning religion in the Netherlands assumed the role of a shaping element in the public debate, or is it more of an outside factor regarding the ongoing public discussions? The increased secularization of a declared "post modern" Dutch society has, over the last decades, posed significant challenges for churches and other religious communities. Yet, since September 11th 2001, the Islamic controversy has stimulated the shaping of public opinion with

regard to the social relevance of Christianity, Judaism and Islam. Even renewed principles of religious journalism have been formulated. The dynamics of ethics and religion in particular, have challenged scientists, journalists and politicians to rethink their positions with regard to changes in values, religion, the willingness to integrate and tolerance, within a multicultural framework. The Catholic religious community has been shaken by a number of affairs, which received wide media publicity and in its behavior has since inwardly withdrawn.

Alexander Filipović: "The Narrowness of the Wide Open Media Landscape." Do Algorithms Pose a Threat to the Freedom of Public Communication?

This paper discusses demands for "algorithmic ethics" and is meant to serve as an example for the many challenges facing the field of media ethics as a result of the digitization of communication. Taking this as its basis, the text seeks to provide an ethical reflection on the field of public communication. Its hypothesis states that the consequences of digitization have an impact on the freedom of public communication. In order to test this hypothesis the paper begins by focusing on the power of algorithms and social phenomena creating the basis for internet usage. Taking a political-ethical approach it goes on to emphasize the importance of freedom in public communication and asks if such freedom is under threat in the world of digital media. The conclusion provides some applied analysis regarding the future of public communication in the age of the internet.

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter dieses Heftes

Prof. Ernst Elitz, ehemaliger Intendant des Deutschlandradios.

Prof. Dr. Alexander Filipović, Inhaber des Lehrstuhls für Medienethik an der Hochschule für Philosophie der Jesuiten in München.

Annika Franzetti, Dipl.-Journ., ist Lehrkraft für besondere Aufgaben am Studiengang Journalistik der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt und Redakteurin von *Communicatio Socialis*.

Dr. Renate Hackel-de Latour, M. A., ist Akademische Direktorin am Studiengang Journalistik der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt und Redakteurin von *Communicatio Socialis*.

Prof. em. Dr. Joan Hemels, lehrte bis 2009 Kommunikationswissenschaft an der Universität Amsterdam

Michael Kasiske, Dipl.-Theol., Communications Master of Science, ist Pressereferent beim Erzbistum Köln.

Detlef David Kauschke, Chefredakteur der Jüdischen Allgemeinen.

Prof. Dr. Georg Langenhorst, Inhaber des Lehrstuhls für Didaktik des katholischen Religionsunterrichts/Religionspädagogik an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Augsburg.

Moritz Povel, B. A., hat Politikwissenschaft und Wirtschaft an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster studiert und war von April 2011 bis April 2013 Volontär in der Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem. Im Herbst beginnt er ein Masterstudium in Politikwissenschaft in London.

Raphael Rauch, M.A., Stipendiat des internationalen Graduiertenkollegs "Religiöse Kulturen im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts" an der Ludwig-Maximilians-Universität in München. Er studierte Geschichte, Politikwissenschaft und Katholische Theologie in Tübingen, Aix-en-Provence und an der Yale University.

Meike D. Schuster, Dipl.f.Bild.K., ist Bildungswissenschaftlerin und freiberufliche Autorin.

Martin Willebrand, M.A., ist Studienreferendar an einem Gymnasium im Münsterland. Er studierte Katholische Theologie, Germanistik und Erziehungswissenschaften in Münster und Eichstätt.

Impressum

Herausgeber

Prof. Dr. Klaus-Dieter Altmeppen, Lehrstuhl für Journalistik II, Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt, Ostenstraße 26, D-85072 Eichstätt, E-Mail: klaus-dieter.altmeppen@ku.de; Prof. Andreas Büsch, Katholische Hochschule Mainz, Saarstraße 3, D-55122 Mainz, E-Mail: buesch@kfh-mainz.de; PD Dr. Alexander Filipović, Westfälische Wilhelms-Universität Münster, Hüfferstraße 27, D-48149 Münster, alexander.filipovic@uni-muenster.de;

Redaktion

Dr. Renate Hackel-de Latour (verantw.), Annika Franzetti, Dr. Christian Klenk

Redaktionsanschrift

Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt, Studiengang Journalistik, Redaktion Communicatio Socialis, Ostenstraße 26, D-85072 Eichstätt; Telefon: 08421/93-1551, Fax: 08421/93-1786, E-Mail: christian.klenk@ku.de, Internet: www.communicatio-socialis.de

Verlag und Anzeigenverwaltung

Matthias-Grünewald-Verlag der Schwabenverlag AG, Senefelderstraße 12, D-73760 Ostfildern-Ruit; Telefon: 0711/4406-140, Fax: 0711/4406-138, E-Mail: petra.haertel@schwabenverlag.de, Internet: www.gruenewaldverlag.de

Bezugsbedingungen

Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Einzelheft 12,90 Euro. Jahresabonnement 45,20 Euro. Studentenabonnement 32,00 Euro, jeweils zuzüglich Zustellgebühr. Bestellungen für Deutschland bitte an den Matthias-Grünewald-Verlag der Schwabenverlag AG, Senefelderstraße 12, D-73760 Ostfildern-Ruit; für Österreich: Verlag Herder, Wollzeile 33, A-1010 Wien; für die Schweiz: Herder AG Basel, Muttenzerstraße 109, CH-4133 Pratteln 1. Das Abonnement gilt als um ein Jahr verlängert, wenn die Kündigung nicht bis sechs Wochen vor Jahresende erfolgt.

Hinweise

Formale Vorgaben für Autorinnen und Autoren sind zusammengefasst in einem Merkblatt, das bei der Redaktion angefordert werden kann. Mit Namen gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Herausgeber wieder. Unverlangte Manuskripte werden nur zurückgesandt, wenn Rückporto beiliegt. Nicht angeforderte Besprechungsstücke werden nicht zurückgesandt. Reproduktion nur mit Genehmigung von Redaktion und Verlag. Für eventuelle Nachdrucke stellt die Redaktion gern die Verbindung zu den Autoren her.